

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **99 (2020)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

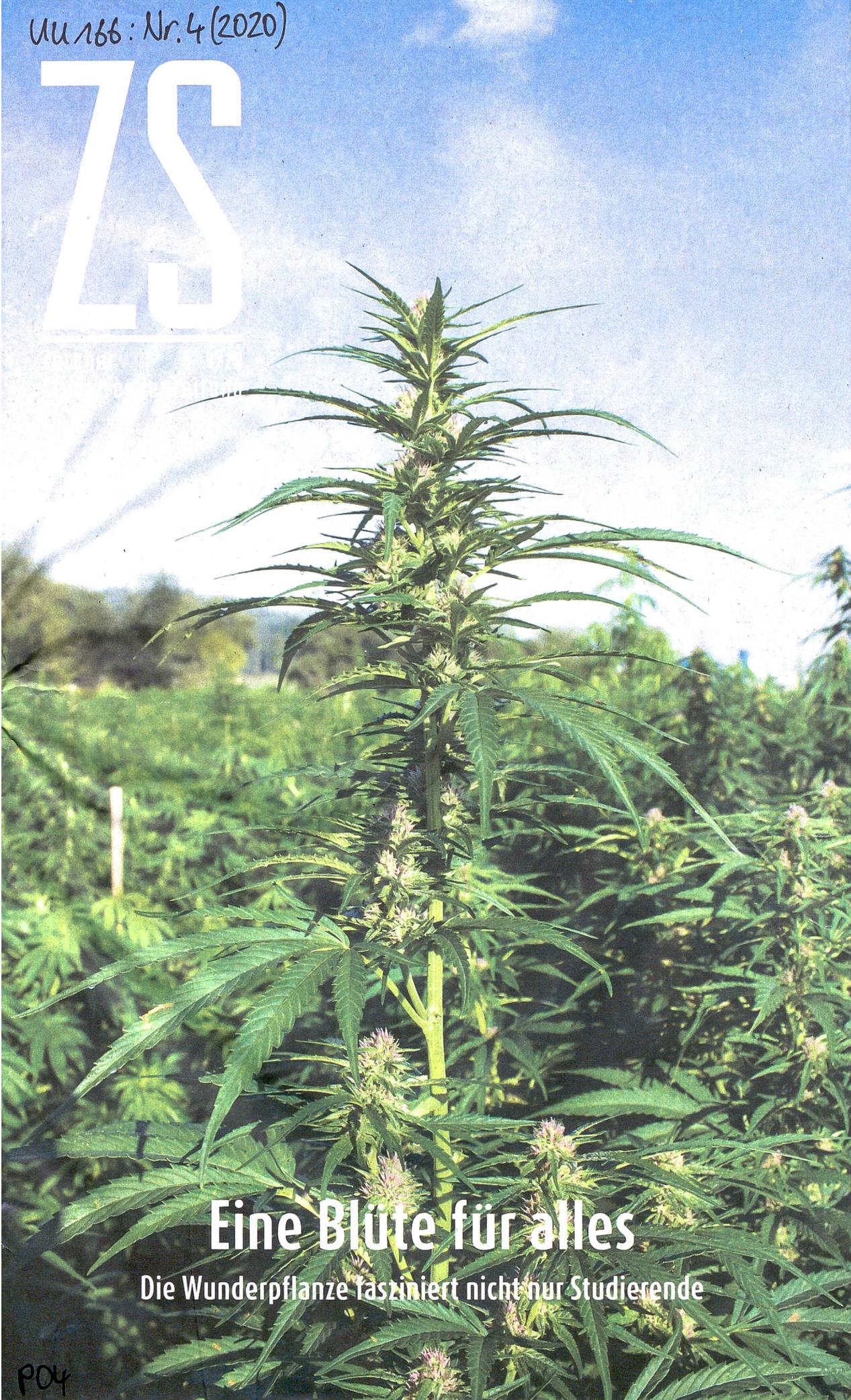
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Uu 166: Nr. 4 (2020)

ZS



Eine Blüte für alles

Die Wunderpflanze fasziniert nicht nur Studierende

PO4

Kleinkunst
Quartierzirkus
in Zürich

Rassismus
Diskriminierung
an Hochschulen

Neuer Rektor
Schaeppman
im Interview

Anzeige

20 % Rabatt

Der grösste THC-Produzent der Schweiz lässt dich nicht im Stich

Wusstest du, dass CBD helfen kann, Stress abzubauen? Die nächste Klausurenphase kommt bestimmt. Besser also, wenn man sich rechtzeitig mit CBD eindeckt.

Angebot gültig bis 30.09.2020. « exklusiv für Studierende der Uni Zürich. »



Fedtonic heisst die Cannabissorte, die im CPure-Beutel drin ist. Die Blüten erinnern geschmacklich an White Widow: süss und fruchtig, mit Waldbeerenaroma.

Der grösste Schweizer THC-Produzent **BioCan** glänzt durch CBD-reiche Blüten mit gleichzeitig niedrigem THC-Gehalt. Qualität der Extraklasse, innovative Produkte und eine transparente Produktionskette – die Liste der tollen Besonderheiten von BioCan ist lang. Doch lass mich von vorne anfangen.

Seit meinem ersten CBD-Konsum bin ich Kunde von BioCan. Und das hat viele gute Gründe. Egal, ob würziges oder fruchtiges Aroma – ob klassisches Rauchhanf oder CBD-Öl. Die enorm feine Qualität der Konsumprodukte haben mich wohl zu einem echten Stammkunden gemacht.

BioCan bestimmt den CBD-Markt der Schweiz. Sie waren der erste Anbieter – 2016 wurden sie vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) notifiziert und durften offiziell auf den Markt. Der Startschuss für eine Erfolgsstory und meinen CBD-Konsum waren geboren. Bei BioCan steht ausnahmsweise mal nicht der Kunde alleine im Vordergrund. Wir Kunden teilen uns den ersten Platz der Prioritätenliste mit Nachhaltigkeit und Naturschutz. «Denn ich persönlich ziehe es vor, mein CBD aus ökologisch wertvoller Wirtschaft zu beziehen.» Schliesslich ist es doch die Natur, die uns den unvergleichlichen Geschmack und die positiven Folgen von CBD beschert.

Bei der nächsten Bestellung den Code « zsep20 » angeben und von 20 % Rabatt profitieren.

www.biocan.ch

News

- 4–5 «Es ist Zeit für eine Rektorin»**
Rektor Michael Schaepman im Interview
- 6 Drohnen drohnen Drohnen nach**
ETH-Studierende jagen Drohnen
- 7 Hoffen auf die Gunst des Algorithmus**
Wie gut ist die neue Modulbuchung?
- 9 Bildung hört nicht an der Grenze auf**
SVP-Initiative begrenzt Wissensaustausch
- 10 Die Uni bettelt bei Studierenden um Geld**
Mail mit Spendenaufruf sorgt für Unmut
- 11 Lehre bleibt vorwiegend digital**
Das Virus und das neue Semester
- 12–13 «Uni reproduzieren ein weisses System»**
Wie Rassismus Strukturen der Uni prägt

Thema

- 18–19 Dem Schweizer Hanf auf der Spur**
Reportage von der Cannabisplantage
- 20–21 «Medizinalhanf ist praktisch unerforscht»**
Chancen und Risiken von Cannabis
- 22–23 Die Alleskönnerpflanze**
Chronik einer alten Nutzpflanze

Kultur

- 24 Summertime Sadness**
Ein Abgesang auf den Sommer
- 25 Musik vom Grunde des Ozeans**
Studi-Band Specific Ocean im Porträt
- 27 Eine Bresche für freie Kunst**
Subkultur im Zürcher «Steril Magazine»
- 29 Gourmetköchin hinter dem Imbiss-Stand**
Chinesisch essen am Platzspitz
- 32–34 Dieser Zirkus braucht kein Zelt**
Akrobatik und Workshops beim Koch
- 6 Kurzmeldungen 11 Ausgemalt**
14 Nachgefragt 14 Impressum
15 Senf der Redaktion
30 ZS-Rätsel 30–31 Kulturspalten
35 En garde!

Im Rausch — Der Cannabiskonsum steigt, in keinem anderen europäischen Land kiffen Jugendliche mehr als in der Schweiz, und auch das legale CBD ist in aller Munde. Die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten der Pflanze sind gleichzeitig auch ihr Verhängnis. Mit Cannabis befindet man sich stets in einem Spannungsfeld zwischen wirkungsvollem Heilmittel und berauschender Droge, Legalität und Illegalität. Keine Substanz wird häufiger konsumiert, kaum eine andere Pflanze sorgt für so viele hitzige Köpfe wie das Hanf. Mit der Ausgabe 4/20 ist es high time, sie zu beleuchten.

Wir haben die Indooranlage der Pure Productions AG besucht – wo auf 75 Hektaren 30'000 blühende CBD-Hanfpflanzen angesiedelt sind (S. 18–19). Derweil tut sich die Wissenschaft schwer mit der vielfältigen Substanz: Expert*innen erklären, wieso das Gebiet noch fast unerforscht ist und wie gefährlich der Konsum tatsächlich ist (S. 20–21). Die Stigmatisierung von Cannabis hat ihren Ursprung in der Geschichte, erst in der heutigen Zeit zeichnet sich ein Wandel ab (S. 22–23).

Nun wünschen wir euch allen einen guten Start ins neue Semester – möge es berauschend sein.

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Stephanie Caminada



«Freie Meinungsäusserung darf den Betrieb nicht stören»

Michael Schaepman ist der neue Rektor der Uni Zürich. Im Gespräch erklärt er, wie die Uni mit dem Virus umgeht und wie er zu Strafen für Studis steht.

Jonathan Progin (Interview und Bild)



«Es ist völlig unbestritten, dass wir mehr Drittmittel für die Forschung brauchen.»

Herr Schaepman, Gratulation zur Wahl zum neuen Uni-Rektor. Wie fühlt es sich an, dieses Amt während der grössten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg anzutreten?

Entspannter, als ich es erwartet habe. Und zwar aus zwei Gründen: Die Vorarbeit, also der Einstieg in die Pandemie, wurde bereits geleistet. Und das Zweite ist, dass wir uns mittlerweile daran gewöhnt haben, flexibler arbeiten zu müssen. Klar, es ist anstrengend und anspruchsvoll, aber das gehört zum Job.

Also viel anders haben Sie sich das gar nicht vorgestellt?

Doch, natürlich! Die Zeit, die die Diskussion um das Coronavirus absorbiert, geht auf ein zusätzliches Budget. Wir müssen alles viel genauer absprechen. Vorgestellt habe ich mir das schon anders. Aber wir haben keine Wahl. Der Umgang mit Covid-19 ist Teil unseres Alltags geworden.

Das gilt auch für Studierende, die nun im Lichthof oder auf den Gängen eine Maske

tragen müssen. Wie sind Sie bei der Planung für das Semester vorgegangen?

Wir haben uns für einen hybriden Modus entschieden. Weil wir nur eine begrenzte Anzahl an Plätzen in den Hörsälen zur Verfügung haben, werden die Dozierenden so viel wie möglich digital unterrichten. Aber das geht natürlich nicht für alle Vorlesungen und Seminare. Wir mussten also Prioritäten setzen und werden darum die Erstsemestrigen-Veranstaltungen physisch durchführen. Für

frischgebackene Studierende ist es sehr wichtig, dass sie sich gegenseitig kennenlernen können.

Und was machen Sie, wenn es zu einem zweiten Shutdown kommt?

Dann werden wir den gesamten Unterricht digital weiterführen. Das ist natürlich nicht in unserem Interesse, weil der persönliche Kontakt wichtig ist. Und Praktika und Laborkurse können nicht virtuell durchgeführt werden. Aber wenn die Vorgaben so lauten, dann werden wir die Gebäude wieder schliessen.

Wird die Uni auch nach der Pandemie Online-Vorlesungen anbieten?

Wir werden sicher Lehren aus dieser speziellen Situation ziehen und uns fragen, wo digitale Lehrformen sinnvoller als Präsenzunterricht sind. Doch das wirft auch wieder neue Fragen auf: Wie können wir die Qualität der Ausbildung aufrechterhalten? Können alle Studierenden zuhause arbeiten oder nicht? Hat es an der Uni genug Arbeitsplätze für interaktive Online-Seminare? Solche Unklarheiten müssen wir aus dem Weg räumen, bevor wir auf mehr Online-Unterricht setzen.

Kommen wir zu Ihrer Wahl: Die hat zu Kritik geführt, weil nur Ihr Name auf der Liste stand. Was entgegnen Sie Ihren Kritiker*innen?

Der Universitätsrat hat die Möglichkeit, dem Senat, also den Professor*innen und den Ständen, nur eine Einerliste vorzulegen. Darum ist es keine Frage, ob das demokratisch oder undemokratisch ist. Es ist völlig legitim in diesem Prozess. Mir ist jedoch bewusst, dass sich viele eine Auswahl wünschen. Aber das Wahlverfahren kann ich als Kandidat nicht beeinflussen, das ist Sache des Universitätsrates und der Politik.

Wo klemmt es dann?

Ich bin mit einem relativ guten Stimmenverhältnis gewählt worden. Der Senat kann also offensichtlich zwischen meiner Person und dem Wahlverfahren unterscheiden. Aber klar, bei einer Zweierliste hätte man eine tatsächliche Auswahl. Ich glaube, die Uni hat viel mehr potentiell gute Kandidierende als Personen, die sich dann effektiv bewerben. Denn eine öffentliche Kandidatur hält viele davon ab, sich überhaupt aufzustellen.

Andere hätten sich gewünscht, dass zum ersten Mal seit den Achtzigerjahren wieder eine Rektorin die Uni Zürich vertritt.

Ich bin persönlich sehr der Meinung, dass es Zeit ist für eine Rektorin. Und ich werde alles daransetzen, dass das in Zukunft möglich wird. Aber eben: Ich bin nicht für das Wahlverfahren verantwortlich.

Würden Sie also bei einer Wahl zugunsten einer Frau zurücktreten?

Wenn in einem kompetitiven Verfahren eine Frau gewinnt, dann ist das die natürliche Konsequenz des Verfahrens. Einen solchen Entscheid müsste man sehr sorgfältig abwägen. Das Amt als Rektor macht man ja nicht einfach so, man muss dafür seine eigene Forschung praktisch aufgeben.

Sie sprechen die Forschung an: Sie sind Professor für Fernerkundung am Geografischen Institut. Können Sie kurz erklären, was Sie genau erforschen?

In meinem Team bauen wir zusammen mit der Europäischen Weltraumorganisation ESA und der NASA neue Satelliteninstrumente, die das Licht messen, das von der Erde reflektiert wird. Man kann sich das als eine Art Fotokamera vorstellen.

«Es ist Zeit für eine Rektorin.»

Und das können wir mittlerweile so gut, dass wir Pflanzenarten unterscheiden und so die Biodiversität messen können. Damit können wir sagen, was wo wächst und ob es zum Beispiel gefährdet ist.

Das müssen Sie jetzt alles aufgeben.

Ja, also fast. Ich gebe meinen Lehrstuhl auf. Aber mir ist eine gewisse Restzeit zugestanden worden, um die grossen Projekte mit der ESA und NASA weiterzuführen. Das sind jedoch weniger als zehn Prozent Arbeitszeit pro Woche.

Werden Sie das vermissen?

Selbstverständlich. Aber ich tausche das ja nicht gegen etwas Schlechtes ein.

Blieben wir bei Ihnen: Sie haben vor ein paar Jahren eine eigene Firma gegründet.

Welche Rolle wird die Erfahrung als Unternehmer in Ihrem neuen Amt spielen?

Mein Ziel ist, dass unsere Abgänger*innen für ihre Zukunft einen gleichberechtigten Entscheid zwischen Karrieren in einem öffentlichen Betrieb, einem Unternehmen oder als Forschende treffen können. Bisher hat die Uni sehr viel Wert darauf gelegt, Abgänger*innen zu ethisch verantwortungsvollen Wissenschaftler*innen auszubilden. Man hat die anderen Aspekte eher vernachlässigt.

Ihr Vorgänger Michael Hengartner hat mehr Drittmittel und private Gelder für die Forschung an die Uni geholt. 2019 waren 22 Prozent des Uni-Budgets Drittmittel. In welche Richtung wird es mit Ihnen gehen?

Drittmittel sind sehr wichtig, weil sie Forschung erlauben, die sich sonst nicht finanzieren lässt. Dass wir mehr davon brauchen, ist also völlig unbestritten. Die Frage ist aber, unter welchen Bedingungen wir sie annehmen, damit die Forschungsfreiheit gewährleistet ist. Wir wollen möglichst viele kompetitive Drittmittel beim Bund oder bei der EU einholen, aber wir müssen auch bei privaten Stiftungen und Firmen anklopfen.

Schliessen wir mit etwas Aktuellem: Der VSUZH hat Rekurs gegen die neue Disziplinarverordnung eingelegt, die unter anderem Geldstrafen für Studis vorsieht. Wie positionieren Sie sich als neuer Rektor?

Ich stehe selbstverständlich hinter der neuen Verordnung. Unser Ziel ist, dass wir die Studierenden so ausbilden, dass die Uni keine Bussen aussprechen muss. Sie sollen lernen, dass ein ethisch korrektes Verhalten richtig ist, egal wie streng die Strafen sind. Frühere Hörsaalbesetzungen haben wir beispielsweise ohne Anwendung der bisherigen Verordnung über die Runden gebracht. An der Uni haben wir kein Problem mit freier Meinungsäusserung, solange sie den Betrieb nicht stört.

Also: Erlaubt ist, was nicht stört?

Ja, und das soll auch so bleiben. ◇

Michael Schaeppman ist seit August Rektor der Universität Zürich. Vorher war er während drei Jahren Prorektor Forschung. Er folgt auf Rektorin ad interim Gabriele Siegert, die die Uni nach dem Rücktritt von Michael Hengartner im Januar durch die Pandemie geführt hatte.

VSS verurteilt neues ETH-Gesetz

Überwachung — Im Juni entschied sich der Nationalrat dafür, die Kompetenzen des privaten Sicherheitsdienstes an der ETH zu erweitern und Videoüberwachung auf dem gesamten Campus zu erlauben. Der Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) bedauert diesen Entscheid: «Die Erweiterung der Kompetenzen von privaten Sicherheitsdiensten, die unter anderem Personen festnehmen und befragen können, geht für den VSS in die falsche Richtung», schrieb der Verband in einer Mitteilung. Auch die Videoüberwachung erachtet er für «wenig sinnvoll», da dies das Vertrauensverhältnis zwischen ETH-Angehörigen belastet. In einem Schreiben bat der VSS den Nationalrat Mitte August, seine Entscheidung nochmals zu revidieren. [nur]

«Wolkenbruch»-Macher kocht mexikanisch

Pop-up — Im ehemaligen Café Mandarin beim Stadelhofen ist seit Mitte August das mexikanische Pop-up-Restaurant La Reina del Barrio einquartiert. Regisseur Michael Steiner und seine Frau Samantha Meier, die beide bereits Erfahrung mit mexikanischen Pop-ups haben, betreiben das neue Lokal. Mit dabei ist der mexikanische Koch Cesar Gutierrez, der auch die Menus mitkreiert. Das Pop-up steht noch bis Ende September und ist jeweils Mittwoch bis Samstag ab 20 Uhr geöffnet. Eine Reservation über carlitosguy.ch ist erforderlich. [hel]

Dino-Skelette an der Uni Zürich

Ausgegraben — Seit dem 15. September hat das Zoologische und Paläontologische Museum der Universität Zürich nach der pandemiebedingten Schliessung wieder seine Tore geöffnet. Neu steht ein etwa acht Meter langes, 200 Millionen Jahre altes Plateosaurier-Skelett inklusive detailgetreuer Rekonstruktion im Museum. Das Fossil wurde 2018 im aargauischen Frick ausgegraben. Es folgen noch viele weitere Fossilien: So hat das Sauriermuseum Aathal eine Schenkung von zehn Dinosaurier-Skeletten veranlasst, die in den folgenden Jahren im Paläontologischen Museum ausgestellt werden sollen. [sum]

Was du wissen solltest:
Kurzmeldungen für unterwegs.



Drohnen drohnen Drohnen nach

Ein von ETH-Studis entwickelter Mechanismus soll beim Einfangen von Drohnen helfen.

Debora Beuret

Drohnen haben die Schweiz erobert. Im Jahr 2016 schätzte das Bundesamt für Zivilluftfahrt (BAZL) die Zahl der Drohnen in der Schweiz auf 20'000. 2019 waren es bereits 100'000. Die Drohnen haben faszinierende neue Möglichkeiten geschaffen, bergen aber auch Risiken für die Öffentlichkeit, zum Beispiel wenn eine Drohne über einer Menschenmenge ausser Kontrolle gerät. In diesen Fällen braucht es eine Lösung, um die Drohnen abzufangen, ohne dass anwesende Personen zu Schaden kommen.

Hier kommt DroGone ins Spiel, eine Drohne, die gefährliche Gegnerdrohnen auffängt. Die Idee wurde vom Autonomous Systems Lab vorgeschlagen, das zum Institut für Robotik und Intelligente Systeme an der ETH gehört. Ein Team aus zehn Bachelor-Studierenden hat die Drohne sodann als Fokusprojekt innerhalb eines Jahres entwickelt.

«Ein Sprung ins kalte Wasser»

«Es ist insofern sinnvoll, eine Gegnerdrohne einzufangen, weil in einer Stadt eine Drohne nicht einfach abgeschossen werden kann, sonst würde sie auf die Passant*innen fallen. Und Signale zu senden, die die Fernbedienung dieser Drohne verunmöglichen, ist nur mit einer Bewilligung erlaubt», sagt Nasib Naimi, der Elektrotechnik und Informationstechnologie an der ETH studiert. «Als wir gestartet sind, hatten wir keine Erfahrung. Wir wollten unsere Drohne unbedingt autonom gestalten, ohne wirklich zu wissen, was das alles mit sich bringt. Es war ein Sprung ins kalte Wasser.»

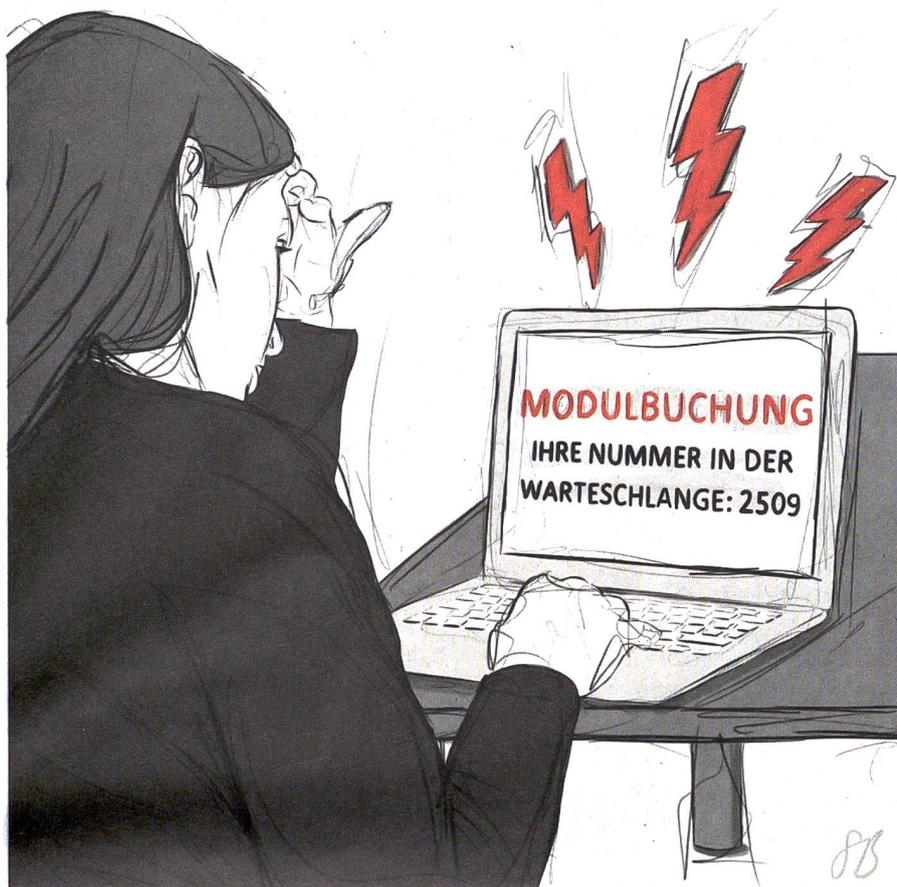
Einige Herausforderungen säumten den Weg. So sei es zum Beispiel schwierig gewesen, gute und zuverlässige Sensoren zu finden oder die Effizienz des ganzen Systems zu optimieren. «Es soll alles

schnell passieren, sonst ist man immer zu spät am richtigen Ort.» Die Selbstständigkeit der Drohne war ein wichtiger Punkt, da die für den Erfolg erforderliche Präzision vom Boden aus nur sehr schwer zu erreichen ist. Glücklicherweise konnte das Team immer mit der Unterstützung der Doktorand*innen im Autonomous Systems Lab rechnen. Auch Sponsor*innen beteiligten sich mit fachkundigem Rat und Finanzmitteln am Projekt. Die Kantonspolizei Zürich war ebenfalls interessiert: Für sie wäre DroGone eine Möglichkeit, Drohnen abzufangen, die illegal in der Luft sind.

Der Bordcomputer übernimmt die Kontrolle

Seit einigen Monaten steht ein Prototyp fest, der aber nicht 100 Prozent autonom ist. Das Gerät befindet sich nach dem Start im «Suchmodus» und ist auf einen Menschen angewiesen, der es fliegt. Wird die Anwesenheit einer Gegnerdrohne im Sichtfeld von DroGone bestätigt, übernimmt der Bordcomputer die Kontrolle, und die Drohne fliegt eigenständig weiter. Die zukünftige Position der Gegnerdrohne wird berechnet und ein Plan erstellt, sodass die Flugbahn der beiden möglichst dicht beieinander liegt. Wenn die zwei Drohnen nah genug sind, kann die Gegnerdrohne mit einem bestimmten Mechanismus eingefangen werden.

Ob das Team mit dem Projekt weitermachen wird, ist noch unklar. «Dieses Semester machen viele von uns ihre Bachelorarbeit oder Praktika, die Frage wird sich also erst nächstes Semester stellen», sagt Nasib. Die Erfahrung sei auf jeden Fall lehrreich gewesen, auch wenn sie manchmal mit langen Arbeitsstunden und wenig Schlaf verbunden war. «Rückblickend sind wir stolz und erstaunt, wie viel in neun Monaten mit genug Entschlossenheit erreichbar ist», so Nasib. ♦



Trotz neuen Buchungssystems müssen Studis weiterhin warten.

Hoffen auf die Gunst des Algorithmus

Die Modulbuchung der Uni ist seit jeher problembelastet. Bringt das neue System Besserung?

Sarah Baur (Text und Illustration)

Im Laufe ihres Studiums gewöhnen sich die meisten Studierenden an das Chaos Modulbuchung. Bisher war dieses Ereignis ein erbitterter Wettkampf um die beliebtesten Module. Wenn man sich dabei auf eines verlassen konnte, dann darauf,

dass die Buchungsplattform mindestens einmal zusammenbrach. Danach hiess es für alle nur noch Warten.

Dies soll sich mit dem neuen System ändern, das vom Informatik-Support der Uni Zürich als «virtueller Wartesaal» bezeichnet wird. Das Vorgehen sei so, wie wenn man sich bei Beginn um 10 Uhr in eine virtuelle Warteschlange vor dem Postschalter einreihen würde, sagt Michael Brunner, Leiter der Abteilung Business Applications der Zentralen Informatik. Dabei gibt es jedoch einen klaren Unterschied: Die Studierenden haben nämlich keine Kontrolle darüber, an welcher Stelle sie in der «Queue» platziert werden. Die Reihenfolge wird durch einen Algorithmus bestimmt, der sie nach Zufallsprinzip in die Schlange einordnet.

Gespaltene Reaktionen

Nach der ersten Modulbuchung mit dem neuen System berichten die Studierenden von unterschiedlichen Erlebnissen. Viele sind erfreut, weil sie nicht mehr zwei Stunden lang vor dem Bildschirm sitzen

müssen, um ihre Seminare und Vorlesungen zu buchen. Denn wer im vorderen Teil der Schlange platziert wurde, konnte tatsächlich schnell buchen und den eigenen Wunschstundenplan zusammenstellen. Andere wiederum sind unzufrieden. Wer nämlich an den schlechteren Positionen platziert wurde, konnte nicht mehr die gewünschten Module buchen, auch wenn man sich absichtlich früh eingeloggt hatte. Nun muss also der gesamte Stundenplan umgestellt werden.

Angesprochen auf diese potentielle Ungerechtigkeit erklärt Brunner: «Wir haben den Studierenden im Vorfeld mitgeteilt, dass frühes Anstehen vor dem Modulbuchungsstart um 10 Uhr für die Einreihung in der Warteschlange keinen Vorteil bringt.» Ausserdem beschreibt eine Studentin, dass das System kurz ausfiel. Der Grund dafür ist gemäss Brunner jedoch nicht direkt das neue System. In der Anfangsphase sei es bei einigen wenigen Nutzer*innen zu einer Fehlermeldung gekommen, die auf eine spezifische Browser-Konstellation zurückzuführen war und rasch behoben werden konnte.

Neues System bereits in Planung

Brunner ist mit dem virtuellen Wartesaal zufrieden: «Die zusätzliche Transparenz für die Studierenden und die optimale Steuerung der Userzahlen, welche sich in neuen Modulbuchungs-Rekordzahlen in den ersten 15 Minuten nach Buchungsbeginn zeigen, sehen wir als Fortschritt.» Neben Brunner konnten auch die Studis gute Erfahrungen verbuchen.

Trotzdem bleiben einige skeptisch. Es scheint, als müsse sich das neue System erst behaupten, wofür aber nur wenig Zeit bleibt. Im Rahmen eines Grossprojekts will die Uni bis zum Herbstsemester 2022 eine gänzlich neue Modulbuchungsplattform realisieren, die laut Brunner auf dem neusten Stand der Technik sein wird. «Das bisher geltende first come, first served-Prinzip für platzbeschränkte Module wird abgelöst. Künftig werden die Plätze in diesen Modulen nicht mehr direkt gebucht, sondern angefragt.» Am Ende des Anfragezeitfensters soll das System dann anhand von fachlichen Kriterien und Quoten sowie Prioritäten der Studis ermitteln, wer einen Platz erhält und wer auf die Warteliste gesetzt wird. Ob dieses neue Prinzip erfolgreich sein wird, werden wir wohl erst im Herbst 2022 erfahren. ◇

Neu für alle Uni- und ETH-Studierenden

ZS Flash Deals

ZS
Flash Deals

Erhalte gratis die exklusivsten Angebote für Studierende sowie weitere tolle Überraschungen – direkt auf dein Smartphone.

Von der ZS mit viel Herz zusammengestellt.

Teilnahme über QR-Code oder Nachricht (mit Vor- und Nachnamen) per Whatsapp an 076 521 20 47.



Zum Auftakt der ZS Flash Deals verlosen wir eine Sprachreise von Boa Lingua im Wert von 2'000 Schweizer Franken.



M1A[®]

TRUE CANNABIS

matruecannabis.com



Scan for 20% OFF



SP-Nationalrat Reynard bezeichnet die potentielle Annahme als «Katastrophe».

Bildung hört nicht an der Grenze auf

Die «Begrenzungsinitiative» hat Konsequenzen für die Mobilität. Hochschulen wehren sich.

Lisa Horrer

Die SVP erwartet auch dieses Jahr einen Erfolg am 27. September bei der Abstimmung über die xenophobe «Begrenzungsinitiative». Gemäss der rechtsnationalen Partei schade die Zuwanderung aus EU- und EFTA-Staaten infolge der Personenfreizügigkeit der Schweiz. Die Initiative

will dem entgegenwirken; dafür soll das Personenfreizügigkeitsabkommen mit der EU innert 12 Monaten nach Annahme ausser Kraft gesetzt werden. Gelingt das nicht, müsste die Schweiz das Abkommen innerhalb von 30 Tagen kündigen. Allerdings hätte die Kündigung die Aufhebung weiterer Forschungs- und Marktöffnungsabkommen zur Folge und würde den Standort Schweiz benachteiligen.

Keine Zustimmung ausserhalb der SVP

Ausserhalb der SVP stösst die Initiative auf Ablehnung; der Bundesrat, das Parlament, die Parteien, die Dachorganisation der Schweizer Hochschulen Swissuniversities sowie weitere Verbände raten, dagegen zu stimmen. Die Sorgen sind gross, denn schon die «Masseneinwanderungsinitiative» 2014 schadete nachhaltig, sagte Francesco Bee, Co-Präsident des Verbands der Schweizer Studierendenschaften (VSS), gegenüber der ZS: «Wir haben gesehen, dass Schweizer Hochschulen aus dem Horizon-Forschungsprogramm und aus Erasmus

herausgeworfen wurden. Momentan ist die Schweiz wieder bei Horizon dabei. Mit einer Annahme der Initiative würden wir aber jegliche Hoffnung auf das Erasmus+ Programm zerstören.»

Bildungsstandort Schweiz gefährdet

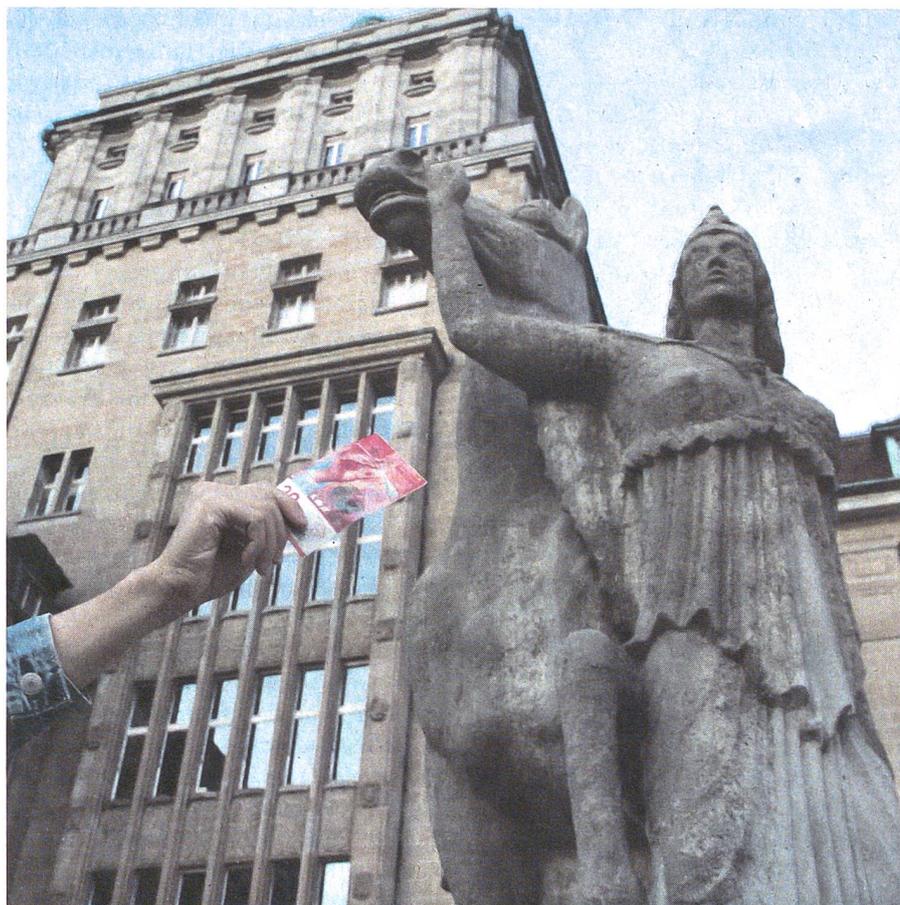
Swissuniversities kritisiert in einer Mitteilung die «Gefährdung der Mobilität, Ausschluss von europäischen Forschungs- und Bildungsprogrammen und fehlende Rechtssicherheit», was sich auf die Wettbewerbsfähigkeit und die Innovationskraft der Schweizer Unis auswirken würde. Die fehlende Rechtssicherheit entstehe, wenn die Abkommen mit der EU wegfielen und Speziallösungen mit der Schweiz benötigt würden. Auch Francesco vom VSS rechnet mit mehr Einschränkungen für Studierende, Dozierende und Forschende. Dabei betont er den «Austausch von Ideen über die Grenzen hinweg», denn die Aussichten auf eine akademische Karriere ohne internationalen Austausch seien finster und die Jobsuche gestalte sich schwierig.

Auf Anfrage der ZS warnt Mathias Reynard, SP-Nationalrat und Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur, vor den Folgen, die Bildung und die Forschung betreffen. Er bezeichnet die potentielle Annahme als «Katastrophe», mit deren Folgen wir jahrelang leben müssten, und sagt: «Das ist sehr schlecht für unser Bildungssystem.» Ausserdem wiederholt er mehrmals die negativen Effekte auf die Wirtschaft.

Universitäten verstärken Engagement

Im Gegensatz zur letzten Initiative lobt Reynard das Engagement der Universitäten nun: «2014 dachten die Universitäten, das sei Politik und nicht ihre Problematik. Dieses Mal sind sie besser aufgestellt.» Obwohl er die Initiative «extrem» findet, hält er ihre Annahme für realistisch, da die SVP-Thematiken wie Migration und Ausländer*innen stets hohen Zuspruch erhalten würden. Daher sei es wichtig, für die Konsequenzen zu sensibilisieren.

Im Sinne einer offenen Schweiz, die von ausländischen Fachkräften abhängig ist, bleibt zu hoffen, dass die Mehrheit der Stimmbürger*innen sich nicht ins eigene Knie schießt, sondern dagegen stimmt. Ob die Erwartungen des SVP-Komitees erfüllt werden und die Initiative angenommen wird, bleibt abzuwarten. ◊



Für ihre Corona-Forschung bat die Universität Zürich auch Studis zur Kasse.

Die Uni bettelt bei Studierenden um Geld

Im April verschickte die Uni einen Spendenaufruf für Covid-Forschung. Was sind die Hintergründe?

Lukas Heinser (Text)

Dominik Fischer (Bild)

Die UZH Foundation hat normalerweise wenig mit Studierenden zu tun. Sie ist eine Stiftung, die sich der Finanzierung von Forschungsprojekten der Universität Zürich widmet und nun auch drei Covid-Projekten zur Hilfe kommt. Eines davon hat die Datenerhebung zu Corona-Fällen

als Ziel, will also wissen, wie viele Personen derzeit infiziert sind und wie viele es in der Vergangenheit waren. Ein zweites Team untersucht, warum menschliche Körper so verschieden auf das Virus reagieren, und ein drittes beschäftigt sich mit dem Immunsystem und dessen Einfluss auf den Verlauf der Krankheit. So liessen sich in Zukunft schwere Verläufe besser vorhersagen, erklärt Onur Boyman, Leiter des letzteren Teams, in einem Video auf der Webseite der Foundation.

Spenden für die Corona-Forschung

Nun erreichte die Studierenden der Uni Zürich am 12. April ein Mail mit dem auffordernden Betreff: «Covid-19: Kann die Forschung auf Sie zählen?» Sie stammte von Michael Schaeppman, damals noch Prorektor Forschung, unterdessen Rektor der Uni, und richtete sich neben Studierenden auch an Mitarbeitende und Alumni. Darin bat er, die aktuellen Forschungsprojekte finanziell zu unterstützen und den Aufruf an Freund*innen und Bekannte weiterzuleiten. Manche*r

Empfänger*in wird sich beim Lesen des Mails wohl am Kopf gekratzt und gefragt haben, warum man Studierende nach Geld fragt, obwohl gerade diese selten über solche finanziellen Mittel verfügen.

Kampagne wird nicht mehr beworben

Eine gewisse Zurückhaltung sei zu Beginn da gewesen, gibt David Iselin, Leiter Kommunikation bei der UZH Foundation, im Gespräch zu. «Es war auch das erste Mal in der Geschichte der Universität, dass man eine solche Crowdfunding-Kampagne lancierte.» Doch schliesslich sei man zum Schluss gekommen, dass aufgrund der aussergewöhnlichen Situation ein aussergewöhnlicher Aufruf passend sei. Ausserdem sei der Nutzen der ausgewählten Projekte trotz hoher Komplexität auch für Laien einigermassen nachvollziehbar.

Aber was ist mit dem Nationalfonds und Stiftungen? Konnten die nicht genug Hilfe leisten? «Es sind sehr viele Gesuche beim Bund eingereicht worden, zu viele, um alle abdecken zu können», entgegnet Iselin. Mit 70'000 Franken stammt ein eher kleiner Teil der bis zum 25. Mai erreichten 500'000 Franken vom Crowdfunding. Laut Iselin ist davon wiederum der grösste Teil von Alumni und Mitarbeitenden. Studierende machen nur wenig aus. Das erhaltene Geld scheint aber zu reichen. Denn wie Iselin erklärt, ist «die Kampagne nicht mehr aktiv am Markt, das heisst, der Pandemiefonds wird nicht promotet. Im Moment sind wir mehrheitlich im Kontakt mit Stiftungen, die uns grössere Zuwendungen in Aussicht gestellt haben.»

Projekte sind erfolgreich

Es besteht also keine Geldnot mehr, und gemäss der Foundation konnten die Projekte bereits Resultate erzielen. So berichtete der «Tages-Anzeiger» im Juni über den Befund von Boymans Team: Nicht alle Infizierten, sondern vor allem diejenigen mit einem schweren Krankheitsverlauf tragen später Antikörper im Blut. Milo Puhani hat für sein Projekt ganze Schulen getestet, und Alejandra Trikola und ihr Team konnten einiges über die unterschiedlichen Immunreaktionen herausfinden. Ob ein Spendenaufruf an die Studis unverzichtbar war, bleibt fraglich. Man darf aber gespannt sein, auf was die Forschenden in Zukunft noch stossen werden. ♦



Lehre bleibt vorwiegend digital

Das Coronavirus ist immer noch da. Was bedeutet das für den Uni-Alltag?

Theodore Meili

In den Richtlinien, die die Universitätsleitung den Fakultäten mitgegeben hat, steht unter anderem Folgendes: Präsenzlehre ist grundsätzlich möglich, aber eine digitale Durchführung ist erwünscht. Alle Module und Leistungsnachweise sollten von zuhause aus durchführbar sein. Diejenigen, die lieber in ihren eigenen vier Wänden an den Veranstaltungen teilnehmen möchten oder müssen, dürfen nicht ausgeschlossen werden.

In der Verwirklichung dieser Vorgaben versucht beispielsweise die Philosophische Fakultät «so viel wie nötig zentral zu regeln und so viel wie möglich dezentral». Das sagt Daniel Müller Nielaba, Studiendekan der Fakultät, die mit etwa 10'500 Studierenden die grösste an der Uni ist. Unterrichtsform und -inhalt seien eng verbunden, aber von Fach zu Fach unterschiedlich. Das richtige Format zu finden, wurde darum den Modulverantwortlichen und den Dozierenden selbst überlassen.

Präsenz versus Sicherheit

Klar ist, dass an der Uni der Schutz aller gewährleistet sein muss, was für Online-

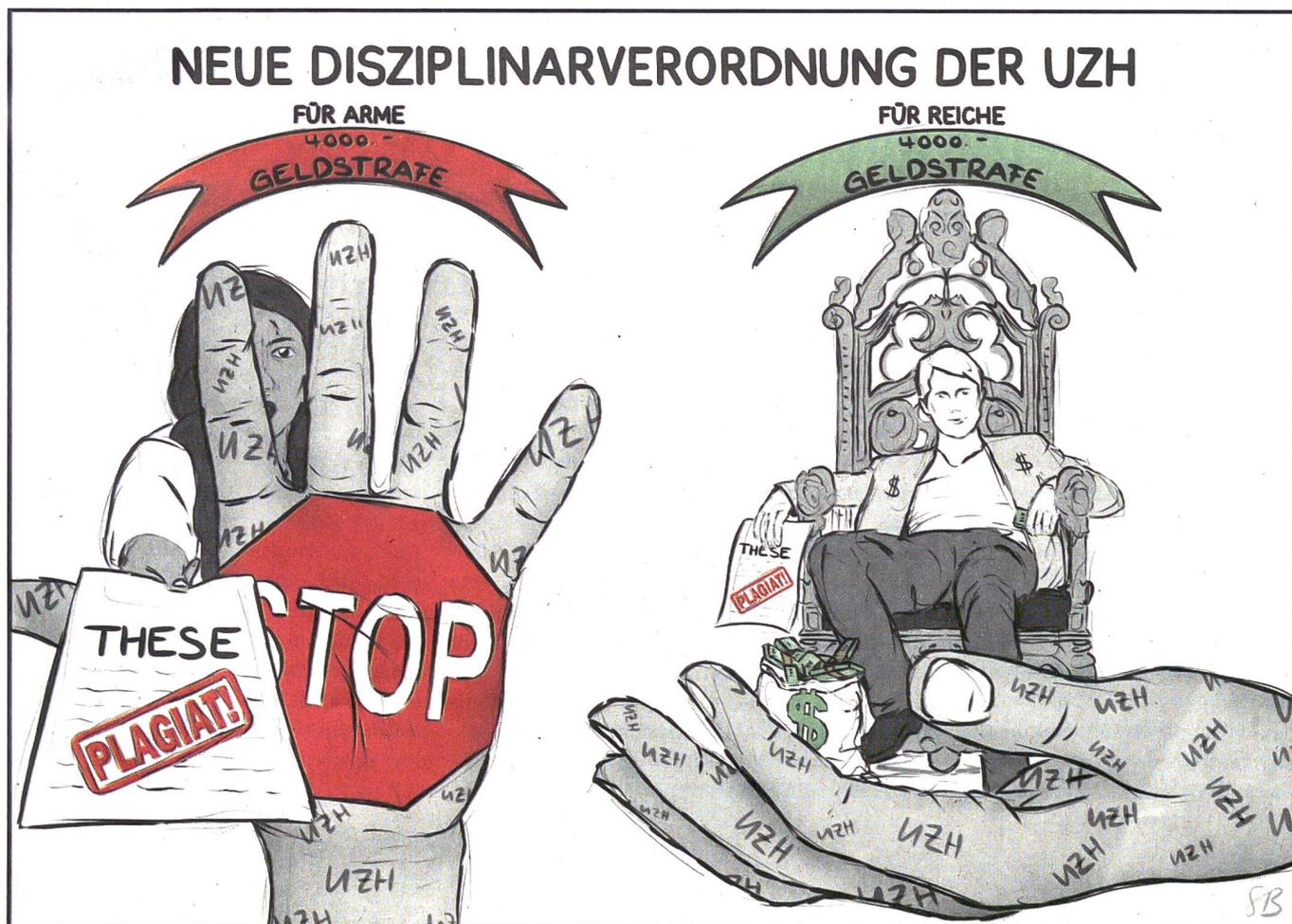
Unterricht spricht. Allerdings bringt die Präsenzlehre durchaus Vorteile mit sich. Dazu gehört, dass Studierende sozial interagieren und aktiver am Unterricht teilnehmen können. Die Dozierenden wiederum sind dann im Stande, engere Verbindungen zu den Studierenden aufzubauen und besser auf Fragen einzugehen.

Doch aufgrund der grossen Zahl der Studierenden (gemäss Uni etwa 28'100 in diesem Herbstsemester) und den begrenzten Platzverhältnissen ist das Einhalten der Abstandsregeln schwer möglich. Aus diesem Grund können nur Kurse mit geringer Teilnehmer*innenzahl im Präsenzunterricht durchgeführt werden.

Mehr Arbeitsplätze sind von Nöten

Auch an Arbeitsplätzen für Studierende mangelt es. Dessen ist sich Müller Nielaba bewusst: Für das Frühjahrssemester 2021 kann er noch nichts versprechen, ergänzt aber, dass Anstrengungen unternommen werden müssen, um mehr Arbeitsplätze am Zentrum oder in Oerlikon zu schaffen. Die seit September geltende Maskenpflicht ist also nur ein erster Versuch, das Studieren an der Uni zu ermöglichen. ◊

Ausgemalt





People of Colour und Schwarze Personen sind als Studierende, Lehrende und Forschende unterrepräsentiert.

«Unis reproduzieren ein weisses System»

Hochschulen sind seit jeher vorwiegend weisse Institutionen und tragen zur rassistischen Diskriminierung bei. Was ist zu tun?

Nuria Tinnermann (Text)
Sumanie Gächter (Collage)

Ein Rechtsextremist an der ZHdK oder die Diskriminierung von Asiat*innen auf dem ETH-Campus während Coronazeiten sind Ereignisse, die Diskriminierung und Rassismus im Hochschulkontext plötzlich in den medialen Fokus rücken. Dabei ist Diskriminierung an Hochschulen eigentlich ein alter Hut (siehe ZS 6/19). Dem Bericht der Fachstelle für Rassismusbekämpfung 2018 zufolge erleben Teilnehmer*innen ihrer Studie rassistische Diskriminierung

im Lebensbereich «Schule/Studium» am zweithäufigsten, direkt nach dem Arbeitsalltag. Trotzdem ist die rassistische Diskriminierung an Hochschulen in der Schweiz weitgehend undokumentiert, Rassismusforschung an Hochschulen ist nach wie vor eine Nischentätigkeit und Diversitätsabteilungen sind weit davon entfernt, anti-rassistische Sensibilisierung voranzutreiben. Doch welche Rolle spielen Hochschulen, theoretisch neut-

rale Stätten der Wissensproduktion, in der Reproduktion von Rassismus?

Weisse Bildungsinstitutionen

Emily Ngubia Kessé ist Neurowissenschaftlerin mit sozialpolitischem Fokus. Sie forscht in Berlin zu rassistischen und sexistischen Praktiken der Wissensherstellung und setzt sich für die Aufdeckung von rassistischen Strukturen an Hochschulen ein. Denn: «Hochschulen waren

lange Zeit ein Instrument, um Rassentheorien in der Gesellschaft zu verbreiten. Heute sind Universitäten vor allem Orte, an denen Weiss-sein im Mittelpunkt steht», stellt die Expertin fest. «Die Themen, die gelehrt werden, die Blickwinkel, aus denen Sachverhalte betrachtet werden, und die Personen, die unterrichten, repräsentieren und reproduzieren ein weisses System.» People of Colour und Schwarze Personen fühlen sich in der Auseinandersetzung mit rassistischen Studieninhalten und Alltagserfahrungen deshalb oft alleine gelassen.

Zwei Studentinnen des BIPOC (Black Indigenous People of Colour)-Kollektivs Zürichs kritisieren an ihrem Studienalltag vor allem die fehlende Auseinandersetzung in Studieninhalten und die Passivität ihrer Mitstudierenden. Josephine* studiert an der ZHdK und hält fest: «Der grösste Teil meines Studienganges besteht aus weissen Cis-Männern. In ihrem alltäglichen Leben sind sie nicht dazu gezwungen, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen.» Tauchen beispielsweise rassistische Inhalte in Filmen oder Bildern auf, würden diese gar nicht erst kritisch diskutiert, denn es fehle den meisten an Sensibilisierung. «So wird rassistischer Inhalt in Seminaren einfach unkritisch reproduziert.» Daria*, ebenfalls Studentin an der ZHdK, stimmt zu und ergänzt: «Es wäre schon ein Anfang, andere Theoretiker*innen zu lesen als weisse Männer. Sonst bleibt stets eine eurozentrisch geprägte Perspektive.»

Gleichstellungsabteilungen hinken hinterher

Für Sensibilisierungsarbeit an Hochschulen sind in der Regel Diversitäts- und Gleichstellungsabteilungen zuständig. Sie sollten Vorreiter*innen für die Behebung von diskriminierenden Strukturen sein. Lange Zeit hat sich, abgesehen von vereinzelt Plakat-Kampagnen, an den Zürcher Hochschulen nicht viel getan. Die ETH hat ihrer Medienstelle zufolge im Verlaufe des letzten Jahres jedoch einiges ins Rollen gebracht: So habe sie Schulungen, Aktionen und Podien zur Sensibilisierung durchgeführt. Erwähnt wird «Rassismus» aber mit keinem Wort, an der ETH dreht sich stattdessen alles um «den Abbau von Stereotypen». Die Uni bietet ihrer Gleichstellungsabteilung zufolge schon länger Weiterbildungen für Führungskräfte, in denen Rassismus thematisiert werde, so-

wie Workshops zu interkultureller Kommunikation an. Die ZHdK verweist auf Anfrage nach ihren Massnahmen lediglich auf ihr Leitbild, eine vergangene «Respect now»-Kampagne und einige Mittagsveranstaltungen zum Thema.

Ngubia Kessé fordert mehr: «Als erstes muss breitflächige Sensibilisierungsarbeit geleistet werden. Es sollte fester Bestandteil der Fortbildung von Lehrenden werden, einen Kurs zu Anti-Rassismus und Weiss-sein zu absolvieren. Nur so kann die unabsichtliche Reproduktion von Rassismus abgebaut werden.» Denn allzu oft werde Diversität nur als Inklusion gedacht und zu wenig über Machtstrukturen oder Zugang zu Ressourcen geredet.

Rassismus nur spärlich erforscht

Um Strukturen von Institutionen zu verändern, brauche es erst wissenschaftliche Befunde, die Missstände anhand von Zahlen und Daten belegen. Diese fehlen jedoch weitgehend, erklärt Didier Ruedin, Forscher zu Rassismus und Diskriminierung

«Es handelt sich um ein kollektives Kopf-in-den-Sand-Stecken.»

Didier Ruedin, Rassismusforscher

am Institut für Schweizer Migrations- und Bevölkerungsstudien. Denn: Nicht nur Rassismusforschung ist in der Schweiz noch eine Seltenheit, auch rassistische Diskriminierung an Hochschulen ist in Studien weitgehend unbeachtet. Ruedin versucht Erklärungsansätze für die karge Datenlage zu liefern: «Es handelt sich eigentlich um ein kollektives Kopf-in-den-Sand-Stecken.» Wenn man nichts davon wisse, könne man auch so tun, als ob alles in Ordnung wäre, so Ruedin. «Studien machen die Problematik für viele Nicht-Betroffene erst ersichtlich. Diese Konfrontation erzwingt erst Handlung.»

Eine Möglichkeit, mit welcher Hochschulen zur Sammlung von Daten und somit zu Transparenz beitragen könnten, wäre die Erhebung der Anzahl People of Colour an der eigenen Hochschule. Denn die Repräsentation von marginalisierten Gruppierungen in Institutionen sei essentiell, um diskriminierende Strukturen

von innen abzubauen, so Ngubia Kessé. Gleichberechtigungspolicies stützen sich deshalb schon lange auf sogenannte «Monitorings», welche dokumentieren, wie viele Frauen* an Hochschulen welche Positionen innehaben. Die Datenerhebung zur Anzahl People of Colour werde jedoch an vielen Hochschulen noch sehr zurückhaltend gehandhabt, bestätigt die Medienstelle der ETH. Dass sich diese Praxis für andere Anliegen noch nicht etablieren konnte, hat verschiedene Gründe: «Seit dem zweiten Weltkrieg wurde ein grosser Bogen um Statistiken gemacht, die Ethnizität oder Hautfarbe als Kategorie integrieren. Dies aus Angst, dass diese Informationen missbraucht werden könnten», erklärt Ruedin. Weiter werde oft argumentiert, dass die Abfrage von dieser Gruppe Diskriminierung überhaupt konstruiere, so der Forscher. «Realität ist aber, dass Personen von Rassismus betroffen sind, da bringt uns «colour blindness» nicht weiter.»

Veränderung von unten

«Wir sind noch nicht am Punkt angelangt, an dem die Erhebung dieser Daten erwünscht ist», so Ngubia Kessé. Fehlende Repräsentation und fehlender Zugang zu Hochschulen sei gesellschaftlich noch nicht als ein Problem der rassistischen Diskriminierung erkannt worden, stellt die Wissenschaftlerin fest. Strukturelle Diskriminierung an Hochschulen zu bekämpfen, rüttele schliesslich immer auch an Machtstrukturen. Ebendieses Rütteln erscheint auch den beiden BIPOC-Aktivistinnen wie eine Herkulesaufgabe: «Solange der Zugang für Schwarze Personen erschwert bleibt und solange sich Studierende nicht mehr politisch engagieren, erscheint mir Veränderung schwierig vorstellbar», stellt Daria* trocken fest.

Die Forderung nach Rassismusaufarbeitung müsse ebenso von unten kommen, findet Ngubia Kessé: «Deshalb ist auch Engagement von weissen Personen gefragt, die ihr Privileg nutzen, um soziale Gerechtigkeit für andere zu erreichen.» Aktivistinnen und Forschende sind sich einig: Damit sich etwas ändert, braucht es Zusammenarbeit. Dafür ist aber die allgemeine Erkenntnis unumgänglich, dass es sich bei der jetzigen Situation um einen Missstand handelt. Und so weit scheinen wir noch nicht gelangt zu sein. ♦

*Name der Redaktion bekannt

Nachgefragt — Herr Vorburger, leben wir bald in einer virtuellen Realität, etwa wie in «Matrix»?

Wir werden sicher nicht so bald in mit Nährflüssigkeit gefüllten Brutkästen liegen und in einer rein virtuellen, computersimulierten Welt leben. Virtual Reality (VR) ist zwar mit der neusten Hardware-Generation endgültig beim Endverbraucher angekommen – insbesondere bei Computerspielen –, ist aber ein etwas irreführender Begriff, da schlicht und einfach der Bildschirm über das ganze Sehfeld gestreckt wird. Weder die Steuerung über die Motorik noch 3D-Welten sind wirklich neu. Um eine virtuelle Welt als «echt» erfahrbar zu machen, müssten sämtliche anderen Sinne des Menschen – inklusive des Gleichgewichtssinnes – entsprechend s(t)imuliert werden. Und davon sind wir noch weit entfernt.

Aber ja, wir leben in einer Welt, in der virtuelle Realitäten alltäglich sind. Während es offensichtliche Vermischungen zwischen der «echten» Welt und scheinbaren Realitäten gibt, wie dies beim Einsatz von Augmented Reality bewusst der Fall ist, gibt es ebenso häufig virtuelle Realitäten, die wir nicht als solche erkennen. Der Schein trügt – schon Platon hat in seinem Höhlengleichnis von Menschen gesprochen, die nicht die wahre Natur der Dinge sehen, sondern nur Schatten an der Wand und diese für die Realität halten.

Diese «Virtualisierung» der Welt manifestiert sich heute beispielsweise als Fake News, in sozialen Blasen und – wie schon vor tausend Jahren – in Werbung und Propaganda. Dies führt dazu, dass wir eine verfälschte, virtualisierte Realität wahrnehmen und somit auch in einer solchen leben.

Robert Vorburger ist Dozent für Knowledge Engineering an der ZHAW.

Nachgefragt – An dieser Stelle
beantworten Profs brennende Fragen.



Zürcher Studierendenzzeitung

98. Jahrgang
Ausgabe 4/20
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 5/20: 09.10.2020

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

26'104 (WEMF 2019), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Stephanie Caminada, Dominik Fischer [fis],
Sumanie Gächter [sum], Lukas Heinser [hel],
Carlo Mariani, Jonathan Progin,
Nuria Tinnermann [nur]

Mitarbeit

Sarah Baur, Debora Beuret [deb],
Lisa Horrer, Jessica Lang, Anna Larcher,
Theodore Meili, Marco Neuhaus,
Samuel Peter, Finn Schlichenmaier [fin],
Martina Stüssi

Bilder und Illustrationen

Sarah Baur, Stephanie Caminada,
Dominik Fischer, Sumanie Gächter,
Jonathan Progin

Aufschlag

Sumanie Gächter

Lektorat

Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #4/20

Snoop Dogg – The Next Episode





Tinnermann

Lokaltourismus

Entdecken — Diesen Sommer blieb wohl einiges an Reisefieber ungestillt. Dabei lässt sich auch innerhalb der eigenen Risikoregion Unbekanntes entdecken. So ist das Jura nicht nur geprägt von hügeligen Graslandschaften und hohen Klippen, die nach Südfrankreich anmuten, sondern auch von seiner Verwobenheit mit der internationalen anarchistischen Geschichte. Auch heute noch finden sich in vielen Orten im Jura kleine Kulturlokale mit anarchistischem Anstrich, die einen Besuch wert sind.

Region Jura, Schweiz



Progin

Im Eisenbahntal

Grenzerfahrung — Bis ins 20. Jahrhundert gab es im Centovalli nicht viel ausser Dörfern und Wäldern. Dann forcierte Locarnos damaliger Stadtpräsident den Bau einer Bahnstrecke nach Domodossola. 1923 feierte die Centovallibahn ihre Jungfernfahrt über Schluchten und durch Felsen. Trotzdem hat sich seither nicht viel im beschaulichen Tal getan. Deshalb lohnt sich die fast zweistündige Fahrt über die Grenze, genauso wie das Pausen-Bier auf der Terrasse des Ristorante Vittoria beim Bahnhof Camedo.

Locarno-Domodossola, sbb.ch



Heinser

Zeit zum Zuhören

Keine Eile — Wir leben im Zeitalter der kurzen Videoclips, dreiminütigen Songs und gehetzten Fernsehdebatten. Da ist es höchste Zeit, sich wieder mal Zeit zu nehmen. Zum Beispiel für «The Joe Rogan Experience», einem Podcast, in dem der Comedian Joe Rogan Gespräche mit verschiedensten Leuten führt, von Bernie Sanders über Elon Musk bis zu Miley Cyrus. Die Folgen dauern meist Stunden und sind oft informativ, teils lustig und manchmal einfach nur blöd – aber immer unterhaltend.

«The Joe Rogan Experience», Spotify



Gächter

Es brennt

Himmlische Chilischote — Dein Capsaicin betäubt meine Sinne, der Gaumen brennt, die Augen tränen und ich greife zum Getränk, um den Brand zu löschen. In Saucenform, eingelegt, püriert, als Flocken oder roh – die Chilischote gibt fast jeder Speise das gewisse Etwas. Alles schmeckt besser mit ein wenig Sriracha, Tabasco oder Habanerosalsa obendrauf. Von den tausenden Sorten kann man einige gut selbst anpflanzen. Aber Achtung, sind sie erstmal reif, müssen sie schnell verwertet werden!

Rote Chilis, Tagespreis



Caminada

La Macchinetta

Un Espresso — Ordert l'omino coi baffi, das schläfrige Männchen mit Schnäuzer auf Bialettis Maschine. Die silberne Kanne läutete die goldene Ära der Alu-Küchengeräte ein. Nach getaner Arbeit lässt sie sich zwar kaum mehr öffnen. Aber was erwartet man von einem Kocher, der einer Waschmaschine nachempfunden ist, entworfen von einem Mann, der wohl nie eine solche bedienen musste. Dennoch: Alfonso brachte das Espressostrinken in unsere Stuben – und da trinke ich liebend gern mit meinen amici dieses Gebräu.

Bialetti Moka Express, 33.20 Franken



Fischer

Schwerelos

Floating — Unlängst gibt es den neuen alternativmedizinischen Trend auch in der Schweiz. Das schwerelose «Floaten» in der stockdunklen Kapsel mit 36 Grad warmem Salzwasser wirkt tiefenentspannend gegen turbulente Zeiten. Es mag ironisch klingen, in Zeiten von Pandemie und Selbstisolation einen Aufenthalt in einem «isolation tank» zu empfehlen. Aber wer weiss, vielleicht hilft die Zeit alleine in der Kapsel auch dabei, das mühsame Virus und die Online-Uni besser zu überstehen.

Float Center Zürich, Wipkingen



Mariani

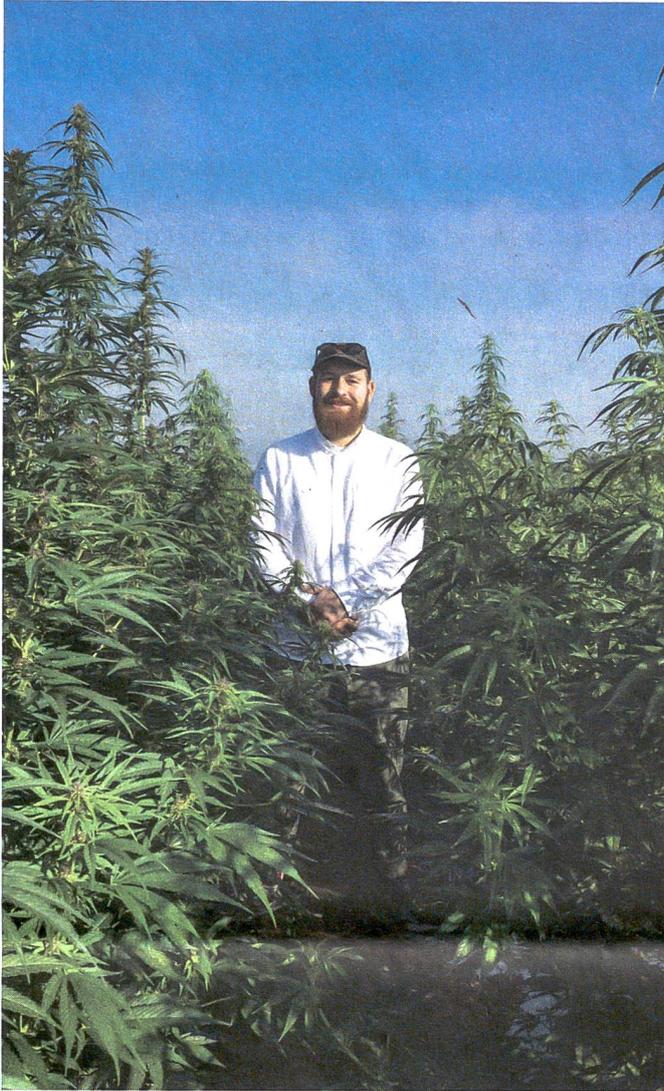
Viva la Piadina

Imbiss — Die Italianità ist in Zürich weit verbreitet. Die Gastronomie verspricht immer öfter mediterranes Wohlbefinden. Hippe Schuppen, die Designermöbel mit Aperitivi, Espresso mit Macbook und Vino mit Jazz verbinden. Satt wird man dabei meist nur, wenn man ein dickes Portemonnaie mitbringt. Nicht bei Antonietta: Sie verkauft Panini und Piadine in einem kleinen Imbiss gleich beim Hallwylplatz. Die authentische Paninoteca verkauft einfachen italienischen Top Fast Food für wenig Geld.

Da Antonietta am Hallwylplatz, 8004 Zürich



Eine Pflanze breitet sich aus



Lino Cereghetti auf der Hanfplantage nahe Fischbach-Göslikon.

Dem Schweizer Hanf auf der Spur

Der CBD-Boom ist auch in Zürich unübersehbar, die Produkte allgegenwärtig. Wer züchtet die Pflanzen heran?

Dominik Fischer (Text)

Sumanie Gächter (Bilder)

Im Aargauer Dorf Fischbach-Göslikon steht eine der grössten CBD-Produktionsstätten Europas, tausende Cannabis-Pflanzen stehen in verschiedenen Hallen unter grellen Lampen und verbreiten ihren typisch süssen Duft. Die Anlage und die Pflanzen gehören der Pure Holding AG, Muttergesellschaft verschiedener Firmen mit weiteren Sitzen in Zeiningen, Zug, Deutschland und Luxemburg. Die erste von ihnen Namens Pure Productions AG wurde 2016 von Stevens Senn und Nedzad Osmanbasic gegründet, inzwischen hat ihr Geschäft 65 Mitarbeiter*innen und expandiert weiter.

In der ersten Halle findet die vegetative Wachstumsphase statt, hier brennen die Lampen rund um die Uhr. In der zweiten Halle stehen die gewachsenen Pflanzen und bekommen 12 bis 18 Stunden Licht, während ansonsten Nacht simuliert wird. In einem dritten Raum stehen schwarze Zelte, in denen genetisch unterschiedliche Sorten herangezüchtet werden. Um die Nachbarn nicht mit dem intensiven Duft zu stören, wurde eine teure Lüftungsanlage eingebaut. Als wir draussen zum Auslass der Lüftungsanlage spazieren, kriegen wir dafür das gesamte Aroma der Pflanzen ab. Auf den umliegenden Feldern wird ebenfalls angepflanzt.

Schneller Aufstieg in der Branche

Lino Cereghetti führt uns durch die Anlagen in Fischbach-Göslikon und Zeiningen. Nach seinem Biologie-Bachelor an der ETH Zürich sammelte er Erfahrungen im In- und Ausland, bevor er seinen Agrarökonomie-Master begann. Über eine Mitstudentin bekam er Wind von dem CBD-Startup und bewarb sich auf einen Job, seit Anfang 2019 ist er mit Teil des Teams. «Zunächst habe ich mit einem Studentenjob neben dem Master begonnen und war Assistent von Stevens Senn, anschliessend übernahm ich die Funktion des Chief Operating Officer (COO) und arbeite nun seit über einem Jahr in einem 100-Prozentpensum für die Pure Holding AG.»

Den Masterabschluss hat er vertagt. «Auch wenn ich ihn gern noch zu Ende machen würde, aktuell fehlt die Zeit, da mich der Job stark vereinnahmt», erzählt der 25-Jährige nachdenklich und stolz zugleich. Verständlich, denn die junge Branche ist aufregend und ständigen Veränderungen unterworfen. Die Forschung kommt immer weiter, die Produktionsbedingungen verbessern sich, und die Gesetzeslage im In- und Ausland passt sich ständig an und öffnet oder schliesst Märkte. Das macht es nicht leicht, den Überblick zu behalten. Auch die Preise fluktuieren: Während ein Kilo CBD-Isolat, also reines CBD in Pulverform, letztes Jahr noch rund 6000 Franken kostete, ist es inzwischen noch ein Viertel davon.

Schweizer Standortvorteil für CBD-Firmen

Massgeblich für den Boom verantwortlich war eine Schweizer Gesetzesänderung, die den maximal

erlaubten THC-Gehalt von 0,3 auf 1 Prozent erhöhte. «Derzeit haben wir einen Marktvorteil, weil wir in der Schweiz Pflanzen mit bis zu 1 Prozent THC anbauen können, im Ausland liegt der Grenzwert meist bei 0,2 Prozent. Da THC und CBD in einem fixen Verhältnis zueinander stehen, haben wir derzeit den fünffachen Ertrag an CBD auf gleicher Fläche. Aber das wird nicht ewig so bleiben», weiss Cereghetti. Auch zum Boom beigetragen hat die prominente Geschichte von einem Mädchen aus den USA. CBD-Öl wurde bei der Behandlung ihrer Epilepsie eingesetzt und konnte die Anzahl ihrer Krampfanfälle von 300 in der Woche auf zwei bis drei im Monat reduzieren.

Auf dem Weg von Fischbach-Göslikon ins Zeininger Forschungszentrum machen wir an einem weitläufigen Feld halt. Hier stehen tausende genetisch diverser Pflanzen, die von Forscher*innen untersucht, phänotypisiert und in den eigenen Machine-Learning Algorithmus eingespeist werden. 25 Landwirte aus der Region sind an der Kultivierung der Cannabis-Felder beteiligt.

Pionierforschung zu Cannabis in Zeiningen

Der Pure Campus in Zeiningen ist beeindruckend. Einige der Cannabis-Pflanzen überragen unsere Köpfe um Längen und blühen nicht nur in Grün, sondern auch rötlich und lila. In den neu eingerichteten Labors begegnen wir den Forschenden und kriegen den hochtechnologischen DNA-Sequencer zu sehen. Einige der Gebäude, durch die Cereghetti uns führt, stehen erst seit drei Wochen. In der Forschung hat das Zentrum in Zeiningen weltweiten Pionierstatus und kooperiert mit der ETH und der südafrikanischen Universität Stellenbosch. Als erste und bisher einzige haben sie das Pan-Genom der Cannabis-Pflanze entschlüsselt, konnten also ihre komplette DNA-Information abbilden. Ein solches Pan-Genom gab es bis anhin nur von den weltweit wichtigsten Nutzpflanzen, Mais, Reis, Weizen und Soja, nun auch von Cannabis. Zur gezielten Züchtung einer neuen Kreuzung genügt jetzt eine Blattzelle, um zu untersuchen, welche Sequenzen und dadurch welche Eigenschaften die Pflanze exprimieren wird.

Pure setzte in Zeiningen von Anfang an auf Transparenz, um der Skepsis der Bevölkerung entgegenzuwirken. So eröffneten sie einen Hanf-Erlebnishof, bauten Glasfassaden in ihre Gebäude und errichteten ein Cannabis-Labyrinth, um Besucher*innen die Pflanzen und Projekte von Pure näher zu bringen. Lange stand hier die grösste Cannabis-Pflanze der Schweiz, die pro Ernte mehrere Kilo Blüten abwarf.

Pilotprojekte mit THC

Neben den Freizeitbesucher*innen sind auch die lokalen und internationalen Behörden und Big Businesses aus der Schweiz, USA und Kanada schon nach Zeiningen gekommen. So hat Pure auch eine staatliche THC-Forschungs-

genehmigung bekommen und produziert für Pilotprojekte Pflanzen mit THC-Gehalt von bis zu 20 Prozent, welche bald im Rahmen von Studien für den rekreativen Gebrauch eingesetzt werden. Anders als die anderen Felder sind diese Pflanzen umzäunt und von Kameras und Sicherheitspersonal überwacht. Zudem liegen Gesetzesentwürfe vor, die die THC-Produktion in der Schweiz für den Export erlauben und eine erleichterte Abgabe durch Ärzte ermöglichen sollen. Cereghetti ist optimistisch: «Ich schätze, dass man in den nächsten zwei bis drei Jahren wichtige Schritte für eine Cannabis-Regulierung umsetzen wird. Sollten alle drei Gesetzesvorstösse durchkommen, würde die Schweiz in den nächsten Jahren zum progressivsten Cannabismarkt nach Kanada werden.»

Klar, dass Cereghetti oft gefragt wird, ob Pure bereit ist, in Zukunft auch psychoaktiven Cannabis zu produzieren. «Natürlich sind wir dafür bereit, sobald sich die Gesetze ändern. Aber THC ist nur eines von 400 aktiven Molekülen mit medizinischem Potential in der Cannabispflanze. Wir sind nicht nur an THC interessiert, sondern wollen all diese Stoffe mit medizinischem Potential in der Cannabispflanze verfügbar machen.» Wir sind der Quelle des Schweizer CBD hiermit etwas nähergekommen und sind schon gespannt auf die neuen Produkte, die Pure und andere Firmen in Zukunft noch entwickeln werden – womöglich bald auch mit berauschenden Wirkungen. ♦



Im Labor erforscht Pure die DNA der Hanfpflanzen.

«Medizinalhanf ist praktisch unerforscht»

Illegale Droge oder legales Heilmittel: Diese Ambivalenz macht es den Wissenschaftler*innen nicht leicht, Cannabis zu ergründen.

Stephanie Caminada (Text und Bild)

Cannabis ist die am häufigsten konsumierte illegale Substanz in der Schweiz. In den letzten Jahren ist der Konsum sogar noch stark gestiegen. Breitgefächerte Verwendungsmöglichkeiten und sich häufende Berichte über erfolgreiche medizinische Behandlungen verleihen der Hanfpflanze Popularität. 2015 wird fast jede*r zweite Schweizer*in schon mal Cannabis konsumiert haben, so eine Studie der Uni Zürich und Uni Basel. Trotz grosser Resonanz kursiert über Cannabis viel Halbwissen, teilweise widersprechen sich Forschungsstudien gar. Wieso ist dieses feingliedrige Pflänzchen, das schon in der antiken Medizin als Heilmittel verwendet worden ist, noch so wissenschaftlich unberührt?

Cannabis ist nicht gleich Cannabis

«Zum illegalen Cannabis [das heisst zur Substanz, die den THC-Gehalt von 1 Prozent übersteigt] ist gerade im Zusammenhang mit Psychosen und Schizophrenie sehr intensiv und sehr teuer geforscht worden. Das Gebiet der medizinischen Verwendung [denn die Verschreibung von Betäubungsmitteln auf Cannabisbasis ist unter Umständen erlaubt] ist hingegen praktisch unerforscht», sagt Michael Schaub vom Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung. So ist die Wirkung von Cannabisarzneimitteln wissenschaftlich noch ungenügend belegt. Und das, obwohl die Substanzen durchaus für Behandlungen eingesetzt werden. «Kranke Leute, die inklusive schwerster Opiate alles probiert haben, sind teilweise auf Hanf angewiesen, weil es das Einzige ist, das ihnen hilft», so Schaub. Eine Studie, an der er beteiligt war, zeigte, dass der Konsum von Cannabis aus medizinischen Gründen bei 96 Prozent der Befragten zu einer wirkungsvollen Linderung etwa von chronischen Schmerzen führte. Doch die Sicherheits- und Qualitätskriterien des Bundes, um an Medizinalhanf zu kommen, sind hoch, so wird denn auch auf den Schwarzmarkt zurückgegriffen.

Grund für die lückenhafte Forschung sind, wie so oft, wirtschaftliche Gründe. «Die Pharmafirmen haben kein Interesse, etwas zu erforschen, das ihnen selbst nichts bringt. Sie stecken lieber ein paar Millionen in ein Medikament und verlangen dann aber auch

das Dreifache an Einnahmen zurück», sagt Schaub. Zudem ist Cannabis weiterhin eine illegale Droge und die Stigmatisierung noch nicht überwunden, was die Forschung zusätzlich erschwert. So bleiben Projekte etwa bei der Ethikkommission stecken.

Keine Langzeitschäden

Hinsichtlich der Forschung zu Rauschcannabis sieht das ein wenig anders aus. Die meisten Drogenstudien kommen aus den USA, dort werden beträchtliche Gelder gesprochen. Allerdings wird in den USA Cannabis vor allem pur geraucht und entsprechend aufbereitet – im Gegensatz zur Schweiz, wie den meisten europäischen Ländern, wo Cannabis mit Tabak vermischt als Joint geraucht wird.

«Die Wirkung von Cannabis in Zusammenhang mit Tabak wird seit jeher unterschätzt», sagt Schaub. Das Risiko, dass man tabakabhängig wird, wenn man ab und zu eins kiffet, sei eines der unmittelbaren Hauptrisiken, mit dem dann die Wirkungen der Tabakabhängigkeit mit einher gingen. Erhöhtes Krebsrisiko, Atemwegserkrankungen und Herz-Kreislaufstörungen werden deshalb als Begleiterscheinungen genannt. Dieser Befund sei wissenschaftlich unbestritten, doch werde er öffentlich kaum diskutiert.

«Weltweit gibt es keinen bestätigten Todesfall wegen Cannabis.»

Domenic Schnoz, Soziologe und Suchtmittel-Experte

Ein Grossteil konsumiert Cannabis über einen begrenzten Zeitraum und hat keine Probleme mit unerwünschten Wirkungen der Droge, so Domenic Schnoz von der Zürcher Fachstelle zur Prävention des Suchtmittelmissbrauchs. Fachleute schätzten aber, dass etwa 16 Prozent derjenigen, die in der Jugend mit dem Cannabiskonsum begonnen hätten,



CBD ist ein Extrakt der Cannabispflanze, das noch nicht lange genutzt wird. Seine Wirkungen sind umstritten.

cannabisbedingte Störungen entwickelten. «Das kann mit massiven Problemen verbunden sein und sich wesentlich auf den weiteren Lebensverlauf, die Gesundheit und das soziale Umfeld auswirken.» Gleichzeitig seien das aber minime Einflüsse, relativiert Schaub. «Insbesondere kommt es wegen Cannabiskonsum nicht zu Langzeitschäden kognitiver Art.» Die Auswirkungen von häufigem Cannabiskonsum seien reversibel, ganz im Gegensatz zu Tabak und Alkohol, die beide legal sind. Cannabis ist zwar illegal, aber eine vergleichsweise milde Substanz.

Die Gesellschaft schaut weg

Schaub bemängelt die Forschung in der Medizin, die oftmals zu kurz greife. Häufig würden bei jungen Erwachsenen, die wegen Cannabisabhängigkeit in Therapie sind, auch Depressionen oder Angststörungen entdeckt. Das sei aber nicht zwingend eine Folge des Cannabiskonsums, sondern das Kiffen habe da etwa ein unterschwelliges Problem verdeckt. «Cannabis und Depression sind nah verwandt», erklärt Schaub. Wegen einer Depression gebe man sich vielleicht dem Cannabis hin, letzteres wiederum verstärke die Depression. Die eigentliche Erkrankung sei dann nicht die Cannabisabhängigkeit, sondern die psychische Erkrankung an sich. Solche Aspekte würden in der Wissenschaft oft vernachlässigt. Und die Gesellschaft schaue zu oft weg. Die hohen Anforderungen und der Leistungsdruck wiegen oft viel schwerer auf die Per-

sönlichkeit als der Substanzkonsum und könnten gerade der Grund sein, dass man zur Droge greift.

Der Schwarzmarkt sorgt für Unsicherheit

Sorgen bereitet den Fachleuten der Schwarzmarkt. Dieser kennt ein relativ neues Phänomen: Eigentlich legales CBD-Gras wird mit einer Lösung von synthetischen Cannabinoiden versetzt, um einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen. «Weil es auf dem Schwarzmarkt keine Qualitätskontrolle gibt, wissen die Leute nicht, was sie kaufen», so Schnoz. Das mit synthetischen Cannabinoiden versetzte Gras erhöhe das gesundheitliche Risiko für Konsument*innen stark. Cannabis sei grundsätzlich keine tödliche Droge. «Weltweit gibt es bisher keinen einzigen bestätigten Fall, dass jemand wegen Cannabiskonsum gestorben ist.» Künstliche Cannabinoide wirken aber bereits in geringer Dosis giftig, ein Gegenmittel gibt es bisher nicht. So sind im Zusammenhang mit synthetischem Cannabinoid europaweit bereits mehrere Todesfälle bekannt. «Das gibt dem Schwarzmarkt eine neue gefährliche Dimension», warnt Schnoz.

Suchtexpert*innen raten dringend ab vom Konsum von Cannabis aus unbekannter Produktion und die Wissenschaft befürwortet überwiegend eine kontrollierte Abgabe und ein reguliertes System für Anbau und Handel von Cannabis. Das würde nicht nur die Forschung erleichtern, sondern auch die Konsument*innen besser schützen, erklärt Schaub. ♦

Die Alleskönnerpflanze

Cannabis wächst auf der Erde seit Jahrtausenden. Eine kurze Geschichte von Hanfseilen über den «War on Drugs» bis zur Legalisierung des Konsums.

Jonathan Progin

Circa 9000 v. Chr.
In Mesopotamien gibt es Hinweise darauf, dass Menschen Hanf angebaut haben.

2700 v. Chr.
In einem Grab im chinesischen Turpan wird stark psychoaktiver Harz einer Cannabispflanze beigelegt. Der Fund ist der älteste Nachweis der Verwendung von Cannabis als Rauschmittel.

1492 n. Chr.
Christoph Columbus betritt im Auftrag der spanischen Krone amerikanischen Boden. Die Segeltuche und die Seile der Schiffe bestehen allesamt aus Hanf.

1753
Der Botaniker Carl von Linné veröffentlicht sein Werk «Species Plantarum», in dem er die damals bekannten Pflanzenarten beschreibt. Die Hanfpflanze nennt er «Cannabis sativa».

1776
Die USA verkünden ihre Unabhängigkeit von Grossbritannien. Vermutlich wurden erste Entwürfe der Unabhängigkeitserklärung auf Hanfpapier geschrieben. Sicher ist aber, dass sowohl Thomas Jefferson als auch George Washington Hanf angebaut haben.

1925
An der zweiten Opiumkonferenz in Genf verbieten Staaten wie die USA, Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Japan und China den internationalen Handel von Kokain, Heroin und Cannabis.

1942

Der Zweite Weltkrieg lässt die Rohstoffmärkte einbrechen. Die USA nehmen darum das Hanfverbot zurück und veröffentlichen den Film «Hemp for Victory», der den Anbau von Cannabis propagiert. Auch Nazideutschland fördert den Hanfanbau zu Kriegszwecken mit dem Lehrbuch «Die lustige Hanffibel».

1951

Die Schweiz verbietet den Anbau, die Herstellung und den Verkauf von Cannabis mit einer Erweiterung des Betäubungsmittelgesetzes. 1975 wird auch der Konsum von Cannabis verboten.

1972

Die niederländische Regierung unterteilt Drogen in gefährliche und weniger gefährliche Kategorien, wobei Cannabis in letztere eingeteilt wird. Seit 1976 ist Cannabis für den Freizeitkonsum in Coffeeshops erhältlich.

1984

US-Präsident Ronald Reagan unterzeichnet den Comprehensive Crime Control Act. Darin sind unter anderem härtere Strafen für den Anbau, Besitz und Handel von Cannabis vorgesehen. Das Gesetz markiert einen der Höhepunkte des sogenannten «War on Drugs».

2011

Cannabis mit einem THC-Gehalt von unter einem Prozent ist nicht mehr dem Schweizer Betäubungsmittelgesetz unterstellt. Seit 2016 sind hierzulande Produkte mit THC-armem Cannabis (Cannabidiol, kurz: CBD) legal erhältlich.

2013

Uruguay legalisiert Cannabis als erstes Land. Seit dem gleichen Jahr kann in der Schweiz der Konsum von Cannabis durch Erwachsene mit einer Ordnungsbusse von 100 Franken bestraft werden. Der Besitz von bis zu zehn Gramm Cannabis für den eigenen Konsum ist nicht strafbar.

2020

Ständerat und Nationalrat sagen Ja zu einer Ergänzung des Betäubungsmittelgesetzes. Damit werden streng reglementierte wissenschaftliche Studien über den Cannabiskonsum ermöglicht.

Summertime Sadness

Das Baden und Flanieren ist vorbei. Doch auch der Herbst hat Sonnenseiten.

Samuel Peter (Text und Bild)



Jedes Jahr schauen wir wehmütig zu, wie er uns langsam verlässt. Viel zu schnell ist der Sommer wieder Geschichte. Der Herbst ist da und mit ihm der Regen, der kühle Wind und die auf dem Asphalt verstreuten Blätter.

Der Jahreszeitenwechsel bedeutet immer einen Einschnitt. Bald sind die leichtbekleideten Stunden unter freiem Himmel nur noch nostalgische Erinne-

rungen aus einer scheinbar längst vergangenen Zeit. Wir müssen uns einstellen auf kürzere Tage und längere Nächte, auf den tristen Anblick von nackten Bäumen und schneelosen Landschaften und darauf, dass es vielleicht sogar in den Bergen nicht viel besser aussehen wird.

Nun gut, lassen wir den Pessimismus. Die dunklen Jahreszeiten haben ja auch etwas für sich. Drinnen wird's gemütlich,

man kann Bücher lesen, Tee trinken und getrost den Sonntag verschlafen. Angeblich sollen die Nutzerzahlen der Dating-Plattformen jeweils im Herbst in die Höhe schnellen. Offensichtlich möchte die stürmischen Nächte niemand einsam verbringen. «Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben», heisst es in Rilkes «Herbsttag». Wir bleiben optimistisch. Denn der nächste Sommer kommt bestimmt. ♦



Die fünf Bandmitglieder lernten sich in der Schule kennen.

einladen», scherzt Nadine. Specific Ocean ist für die fünf Mitglieder ein Projekt neben Studium und Beruf: Sabina, die die Band durch ihre Soli an der akustischen und elektrischen Gitarre prägt, beginnt demnächst ihr Biologiestudium an der ETH. Patricia und Schlagzeuger Hannes studieren an der ZHdK. Nadine und Michael, der Bassist, arbeiten als Lehrer*innen.

Von Metal bis Jazz

Kennengelernt haben sich die fünf an der Kantonsschule Zürcher Oberland. Im Abschlussjahr 2015 entdeckten Patricia, Michael und Sabina ihre gemeinsame Leidenschaft für den Indie-Pop-Rock. Es dauerte acht Monate, bis die Band komplett war: Als die drei am letzten Abend ihrer Maturareise angetrunken am Strand im spanischen Sitges sassen, überzeugten sie Hannes, sie am Schlagzeug zu unterstützen. «Ich bin eigentlich manipuliert worden», lacht Hannes. Nadine erfuhr zufälligerweise davon und fragte, ob sie mitmachen könne. «Anfangs war es eine Herausforderung, zusammenzufinden. Wir kommen aus verschiedenen Ecken: Nadine ist Singer-Songwriterin, Patricia macht viel Klassik, Hannes ist aus der Metal-Szene, Michael hat gerne Jazz», erzählt Sabina. Mittlerweile haben sie ihren Stil gefunden. Es beeindruckt, wie oft sie sich und ihre Musik reflektieren. Sie fragen sich: Was macht uns aus? Was ist unser Ziel beim Songschreiben?

EP kam dank Crowdfunding zustande

Während den ersten zwei Jahren nahm Specific Ocean an verschiedenen Wettbewerben teil, um sich zu vernetzen. Sie hatten Glück: Bei einem Gig im zürcherischen Hittnau lernten sie einen Produzenten kennen, der ihnen sein Studio zur Verfügung stellte. Hannes produzierte als angehender Tonmeister die EP selbst, die dann im April 2018 dank eines erfolgreichen Crowdfundings zustande kam.

Mittlerweile ist die Band im Raum Zürich auf zahlreichen Bühnen gestanden, unter anderem im Mehrspur und in der Barfussbar. Doch wie geht es nun weiter? In den letzten zwei Jahren seien zwar viele neue Songs entstanden, aber das sei abhängig davon, wie viel Zeit sie in den nächsten Monaten fänden. Fest steht: Die Musik und Specific Ocean bleiben ein fester Bestandteil in ihren Leben. ◊

Musik vom Grunde des Ozeans

Die Musiker*innen von Specific Ocean sind ein eingespieltes Team und stilistisch vielfältig.

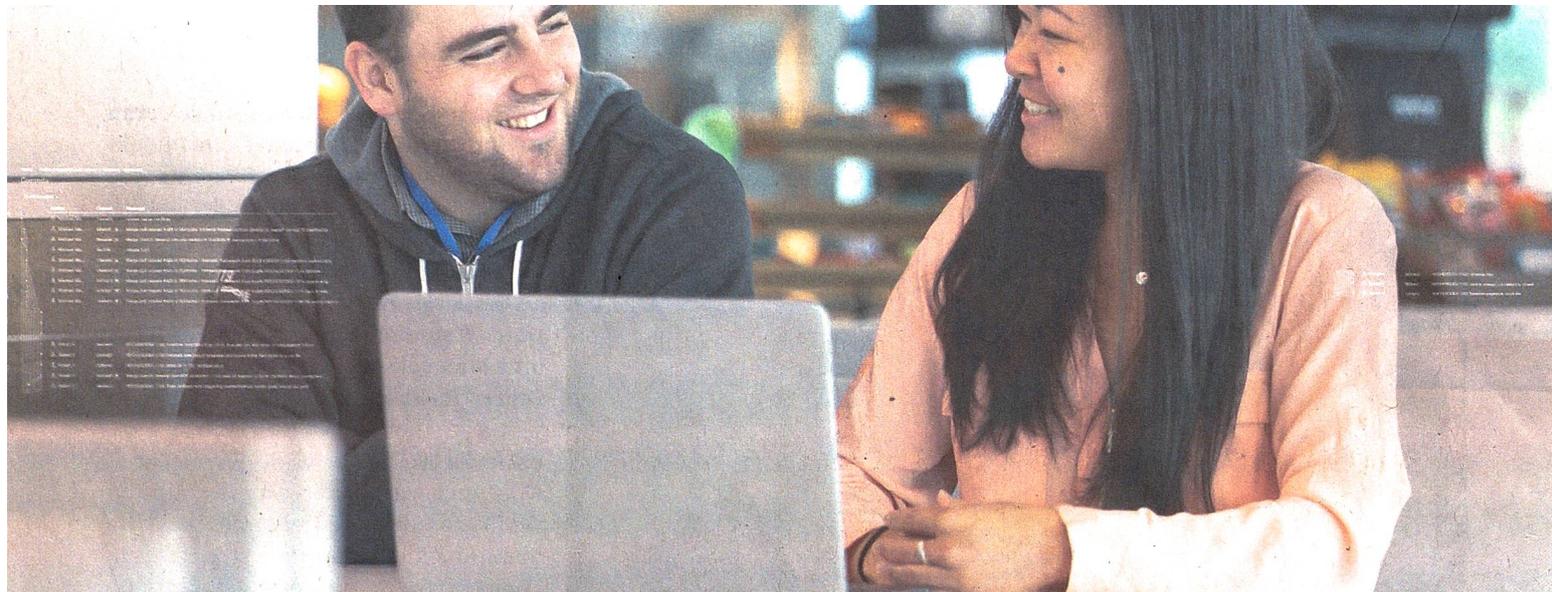
Anna Larcher

Beim Hören der EP von Specific Ocean merkt man schnell: Das ist kein Nullacht-fünfzehn-Sound, sondern musikalisches Können. Die Indie-Rock-Gruppe entführt die Hörer*innen in Unterwasserwelten, wo andere Gravitationsgesetze gelten, oder erzählt, wie es sich anfühlt, wenn

der Wald in den Venen pocht. Mit jedem Song gelingt es der Band, eine einnehmende Atmosphäre zu kreieren. Die jungen Musiker*innen lassen die Feinheiten jedes Instruments zur Geltung kommen. Dabei überraschen sie mit aussergewöhnlichen Harmonien, wenn sich etwa dissonante Backing-Vocals mit dem Keyboard reiben. Aus den eingängigen Melodien spricht oft Melancholie. Die Lyrics drehen sich um Sehnsüchte, Natur und Alltäglichkeiten und sind in ihrer Einfachheit hochpoetisch: «Under water, gravity only tickles my toe.»

Zusammen seit der Schulzeit

«Unsere Musik ist schwebend. Ich stelle mir manchmal einen Ozean vor: Wellen, die ineinander tauchen», sagt Nadine, Sängerin und Gitarristin. Der Bandname stammt von Patricia, die ebenfalls singt und Keyboard spielt: Anstatt «Pacific Ocean» verstand sie beim Musikhören «Specific Ocean». Mittlerweile hat die Band eine Namensvetterin aus Denver. «Wir sollten sie mal als unsere Vorband



Be brave. Push boundaries.

Change the future of healthcare together with us.

At Roche, we are working towards one goal: solving some of the greatest challenges for humanity using science and technology. Every day, our work impacts the lives of millions of patients all around the world. Sounds thrilling and you are interested in seeing more?



https://go.roche.com/personalized_healthcare

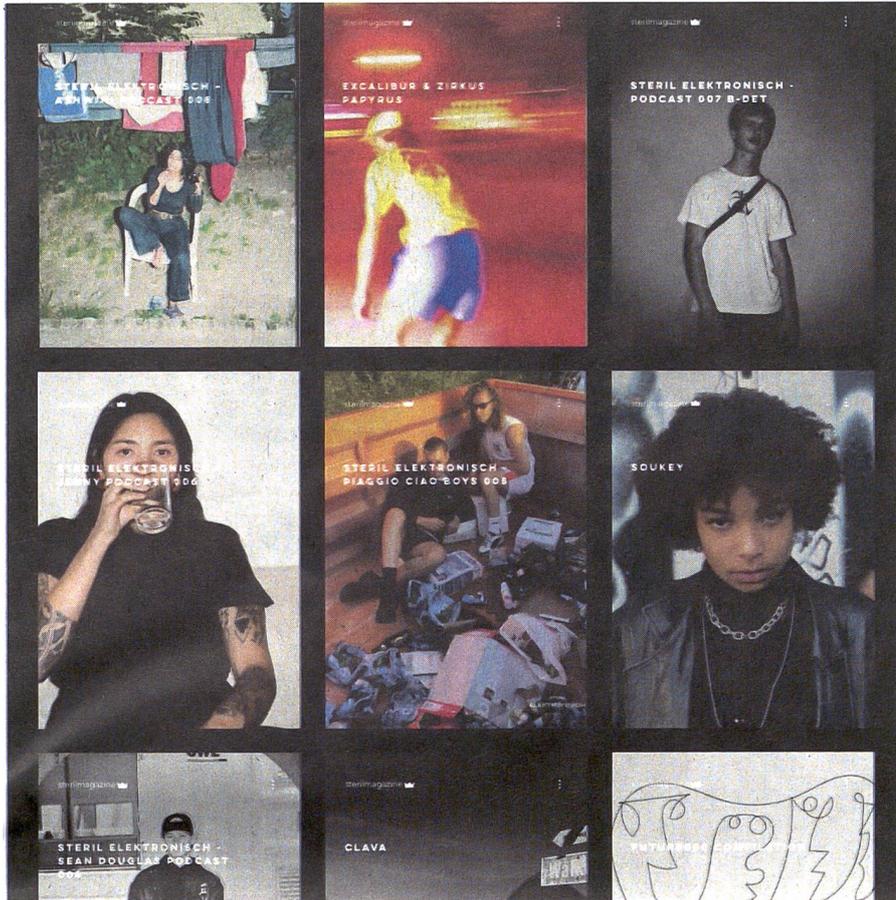
By challenging conventional thinking and our wild curiosity, we have become one of the world's leading research-focused healthcare companies. This would not be possible without brilliant students/PhDs/postdocs or recent graduates with a passion for:

- Natural Sciences/Life Sciences
- Digital Sciences
- Computer Sciences/IT
- Engineering
- Business

Be brave, take matters into your own hands. Apply at Roche for internships, trainee/fellowship programmes or entry-level positions. These development opportunities give you the chance to grow and make a difference to patients.

You own your career. The next step is yours!
genext.roche.com





Das Magazin soll mehr Sichtbarkeit in der jungen Kunstszene schaffen.

Eine Bresche für freie Kunst

Das «Steril Magazine» startete als Informationsquelle zu Schweizer Subkulturen. Heute ist es mehr als das.

Marco Neuhaus

Teil der Gründungsgeschichte des Onlinemagazins «Steril Magazine» ist der Eindruck eines Mangels: Viele Leute aus dem Bekanntenkreis der Gründungsmitglieder sind künstlerisch aktiv, produzieren Musik, oft im elektronischen Bereich, oder entwerfen Kleidung, ohne dass es

für die Fülle dieser kreativen Arbeit eine breitflächige Anerkennung oder auch nur einen medialen Resonanzraum gäbe. Jene Lücke soll das «Steril Magazine» füllen, als ein Gefäss für die Entfaltung vitaler Subkulturen, die bislang in der Schweiz eher unter dem Radar geflogen sind.

Rasche Weiterentwicklung

Seit fast genau zwei Jahren gibt es das «Steril Magazine» nun schon. Zu viert fingen sie an, alle ganz ohne spezifische Vorkenntnisse oder gar Berufserfahrung im Medienbereich, teilweise erst 19 oder 20 Jahre jung. Mittlerweile umfasst das «Steril Magazine» ein Team von insgesamt elf Personen. Es hat sich aber seit der Gründung mehr getan als nur personeller Zuwachs: «Steril Magazine» ist heute mehr als ein Online-Magazin; zunehmend geht es um einen umfassenderen Brand, der auch kollaborative Projekte in Bereichen wie Mode, Events und Kunst umfasst.

«In der Anfangszeit gab es viel Durcheinander, wir hatten ja noch keine Erfahrung», sagt Matteo Dolce, der als Grün-

dungsmitglied seit dem offiziellen Start am 19. September 2018 mitarbeitet. Inzwischen haben sich aber verschiedene Departemente, etwa für Musik, Lifestyle, Mode und Kunst, klar ausdifferenziert. Anfang 2020 kam zusätzlich die Idee zu «Steril elektronisch» auf; seit April werden unter diesem Titel je zweimal monatlich einerseits Mixes und andererseits Interviews oder Berichte veröffentlicht. Es gibt also wöchentlich neue Inhalte. Die grossartigen Mixes von Künstler*innen wie Unknown Citizen, Manuel Fischer und B-Det sind auf der Audioplattform Soundcloud unter «Steril elektronisch» verfügbar. Verantwortlich dafür sind Ju Dallas und Sean Douglas, beide ihrerseits elektronische Musiker*innen.

Wertschätzung für Musiker*innen

«Bei «Steril elektronisch» geht es unter anderem um den Support von kleinen Künstler*innen, die eine erweiterte Plattform brauchen können», sagt Ju Dallas. Dabei könne eine in der Szene bereits gegebene Diversität sichtbar gemacht werden. So wachse im Laufe der Zeit eine Art Bibliothek. Eines der erklärten Ziele des Projekts besteht darin, eine grössere Wertschätzung der entsprechenden Musiker*innen zu ermöglichen. «Steril» will eine Basis für Informationen bieten, die weiter gehen als das blosses Mithören im Ausgang. Bei der Kuration macht das Team laufend Bekanntschaft mit der Szene. «Man lernt fast jedes Wochenende neue Leute kennen, die auch musikalisch tätig sind», sagt Sean dazu, «man unterstützt sich gegenseitig.»

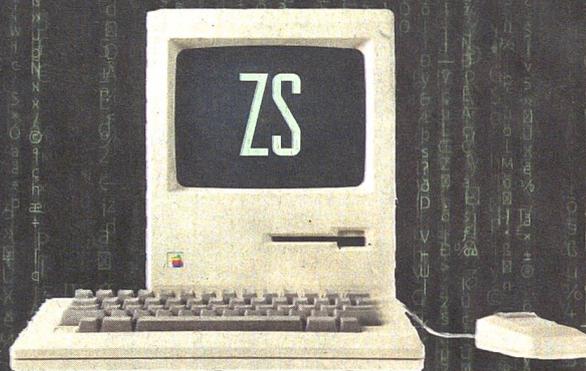
An neuen Ideen mangelt es bislang nicht. Neben umfangreichen und diverseren Berichterstattungen dürfe man im Winter auch mit einer Kleiderkollektion rechnen. Dabei gehe es darum, eine Marke zu kreieren. Die Zusammenarbeit mit lokalen Schneidereien und Textilmanufakturen ist eng. «Steril» ist von der Planung über die Schnittmusterbestimmung bis zur Materialauswahl in den ganzen Entstehungsprozess involviert. «Das wird vielleicht etwas im grösseren Stil – man muss das ja präsentieren: mit Fotoshoots, Videos und Kollektionstrailern», sagt Matteo. Unabhängigkeit wird dabei grossgeschrieben: «Wir haben null finanzielle Unterstützung», so Matteo, «bei uns basiert alles auf persönlichem Ehrgeiz und auf Freiwilligkeit.» ♦

Ob Zeitungsartikel, Kurzgeschichte, Seminararbeit oder Bewerbungsschreiben: Die Korrektorin der ZS prüft auch deine Texte.

Unverbindliches Angebot über:
korrektorin@medienverein.ch



Bald 100 Jahre alt,
aber immer noch frisch
im Netz: die ZS.



www.zs-online.ch



Julian Charrière
Towards No Earthly Pole

A*

***Aargauer Kunsthaus**
6.9.2020 – 3.1.2021

Aargauerplatz CH-5001 Aarau
Di – So 10 – 17 Uhr Do 10 – 20 Uhr
www.aargauerkunsthhaus.ch

Julian Charrière
Towards No Earthly Pole, 2019
© 2020, Pro Litteris, Zürich



**SEENOTRETTUNG AN
EUROPAS GRENZEN**

Sea-Watch.org
RETTEN STATT REDEN

sea-watch.org/spenden/

Sea-Watch e.V.
BIC: BFSWDE33BER
IBAN: DE77 1002 0500
0002 0222 88





Hui Zhang Urech hat sich mit ihrem Take-Away einen Traum verwirklicht.

Gourmetköchin hinter dem Imbiss-Stand

Der Walchebrücke-Take-Away hat eine bewegte Geschichte.

Martina Stüssi und Dominik Fischer
(Text)
Jonathan Progin (Bild)

Der Imbissstand am Ende der Walchebrücke, direkt vor dem Landesmuseum, ist allseits bekannt. Lange Zeit stand hier der Dim Sum Take-Away. Aufmerksame Beobachter*innen werden festgestellt haben, dass diese Anschrift kürzlich durch

«Sweet & Sour Take-Away» abgelöst wurde. Die Besitzer sind aber noch die gleichen: Seit 1998 betreiben Hui Zhang Urech und Roland Urech den Imbiss. Kennengelernt haben sich die beiden vor etwa 30 Jahren in einer Bar am Zürcher Central. Bevor sie den Take-Away übernahmen, war Roland Urech Filialleiter der Raiffeisen-Bank in Arth-Goldau, Hui Zhang Urech arbeitete als Köchin in einem Luxusrestaurant.

Vom Sternerrestaurant zum Imbiss

Geboren in Jinan, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Shandong, besuchte Zhang Urech die erste kulinarische Schule des Landes. Bereits mit 21 Jahren leitete sie ihr eigenes Restaurant, das damals nur Ausländer*innen bediente. Dort stiess Starkoch André Jaeger auf sie, der auf der Suche nach einem Koch-Talent für sein Luxusrestaurant war. Sie folgte ihm 1989 nach Schaffhausen und arbeitete acht Jahre in Jaegers «Fischerzunft».

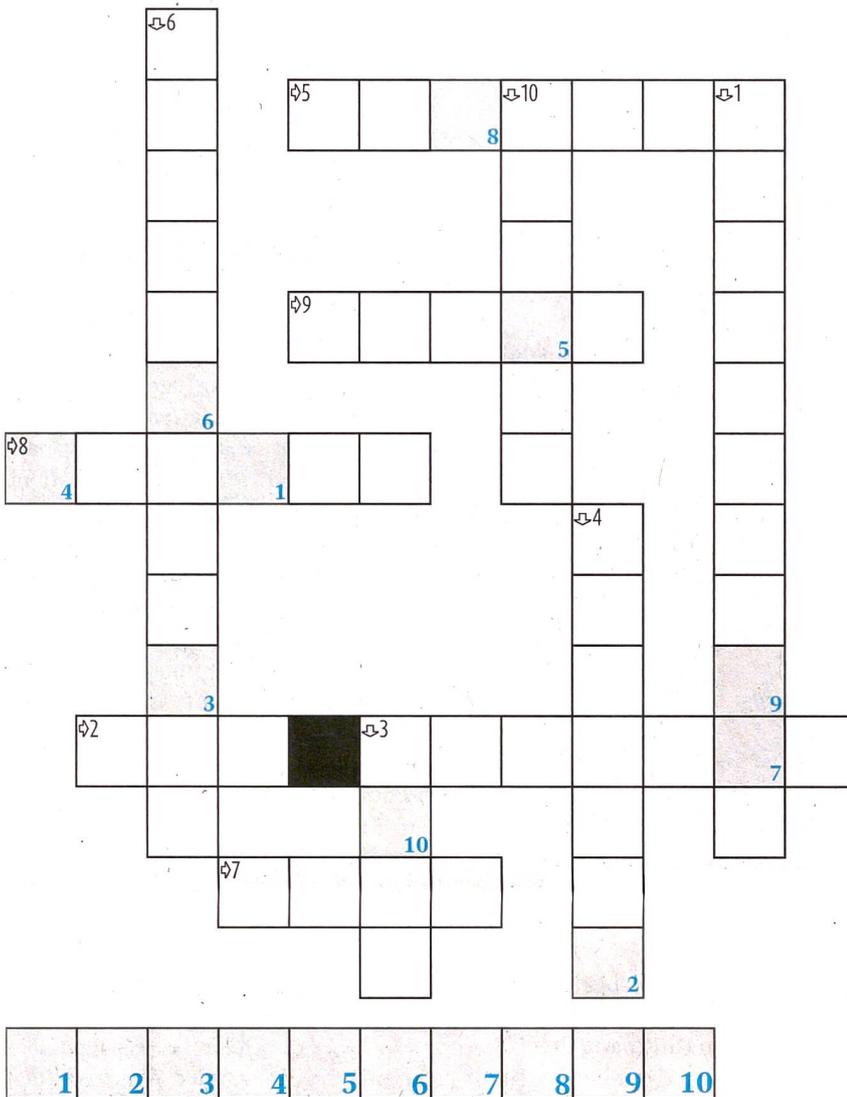
«Die Fischerzunft war ein sehr edles und teures Restaurant. Für mein eigenes Geschäft hatte ich immer den Wunsch,

gute Qualität zu günstigen Preisen anzubieten», erzählt Zhang Urech. Zwei Jahre lang hielt sie die Augen offen nach einem Standort für ihr eigenes Restaurant und stiess schliesslich auf den kleinen Imbiss an der Walchebrücke, den die beiden nun seit 22 Jahren erfolgreich führen. Während Zhang Urech jeden Tag die Menus vorbereitet, ist Urech für die Kasse zuständig und kümmert sich um den Einkauf. Vermietet wird die Verkaufsfläche von der Stadt Zürich. Früher war hier eine Crêperie und davor der Kiosk Zagjip der Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Jugendprobleme. Letzterer bot alltägliche Gebrauchsgegenstände an, diente aber auch als Informationszentrum und Treffpunkt für die offene Drogenszene am Platzspitz.

Keine Dim Sum mehr

Der Take-Away von Hui und Roland Urech bot als erstes Restaurant in Zürich Dim Sum, chinesische Teigtaschen, an, die stadtbekannt waren. Anfang dieses Jahres mussten sie ihre Dim Sum von der Speisekarte nehmen, da Zhang Urech von der täglichen Arbeit an Arthrose in den Fingern leidet und sie die Teigtaschen nur noch unter Schmerzen wickeln konnte. In einem Flyer teilten sie dies den Kund*innen entschuldigend mit.

Nach der Winterpause kehrten sie mit neuem Namen und Menu zurück. Manche Gäste sind nach der Kürzung des Angebots ausgeblieben, doch viele zeigten Verständnis für die Veränderung. «Zusätzlich hat uns die Corona-Krise getroffen, weil kontinuierlich weniger Menschen in die Stadt pendelten, um zu arbeiten», klagt Urech. «Im April mussten wir schliessen und unsere beiden Küchenmitarbeiter für Kurzarbeit anmelden.» Einen Monat später konnten sie wieder öffnen und nach den ersten Lockerungsschritten auch einen Teil ihrer Sitzplätze wieder anbieten. «Finanziell ist diese Phase zwar schwierig, aber persönlich haben wir nach 22 Jahren Arbeit im Take-Away nun endlich Zeit und Energie für anderes», sagt Roland Urech. Wenn sie mal aufhören den Stand zu führen, würden sie beide gerne Bücher schreiben: Sie über ihre Erfahrungen mit ihren beiden Heimaten und er über Politik – zwölf Jahre war er einst für die SVP im Schwyzer Kantonsrat. Hui Zhang Urechs chinesische Heimatprovinz Shandong haben sie noch nie gemeinsam besucht – das lange Fliegen sei für ihn zu viel. ♦



1. Quartier in Zürich
2. Englische Rock'n'Roll-Band
3. Zeitgenössische deutsch-schweizerische Autorin (Nachname)
4. Filmklassiker von Alfred Hitchcock
5. Hauptstadt von Nicaragua
6. Früherer Name von Tuberkulose
7. Jüngster Kanton der Schweiz
8. Eule von Harry Potter
9. Drittgrösste Stadt im Kanton Zürich
10. Aktuelle Bundesrätin (Nachname)

Lauch oder Leuchte?
 Teste dein Wissen im ZS-Rätsel.

1. Albstrieden 2. The Beatles 3. Berg 4. Vertigo 5. Managua
 6. Schwindsucht 7. Jura 8. Hedwig 9. Uster 10. Amherd.
 Lösung: Wochenende



Granaten aufs Establishment

Album — Bristol hat schon immer grossartige musikalische Juwelen hervorgebracht, seien es die wegweisenden Trip-Hop-Klänge von Portishead und Massive Attack oder der industrielle Rock von The Pop Group. Seit einigen Jahren begeistern auch Idles mit der schonungslosen Intensität ihrer eng geschnürten Post-Punk-Hymnen. Bereits mit dem Debütalbum «Brutalism» aus dem Jahr 2017 stellten die fünf Männer aus Bristol ihr musikalisches Programm klar. Diesem bleiben sie auch auf der neuen und mittlerweile dritten Scheibe «Ultra Mono» treu, die am 25. September erscheint.

Das Albumcover zeigt einen Mann mit geschlossenen Augen, den ein pinker Gymnastikball mit solcher Wucht ins Gesicht trifft, dass ihm die Nase bricht. Genau ein solcher Schlag ins Gesicht ist bereits der erste Song auf der Platte, «War», der auch all jene wachrüttelt, die spekulierten, dass Idles für einmal ruhigere Töne anschlagen würden. Was folgt, ist klassischer, schwitziger Punk, gespickt mit den provokativen und militant gesellschaftskritischen Songzeilen, die sich Fans von Sänger Joe Talbot gewöhnt sind. Im zweiten Song, «Grounds», singt er: «Do you hear that thunder? That's the sound of strength in numbers» und «I smell the blood of a million sons / A million daughters from a hundred thousand guns» und beschwört eine klassenkämpferische Armee gegen das Establishment. Selbst im Kontext britischer Punkbands ist die Energie, die Talbot mit seinem ekstatischen, fast schreienden Gesang versprüht, aussergewöhnlich.

Durch den Mangel an Schwachstellen sind auch Highlights auf dem Album schwer auszumachen. Die Songs unterscheiden sich konzeptionell nur wenig, doch das vertraute Erfolgsrezept der Idles-Songs ist einfach unwiderstehlich. Zur Mitte des Albums hin beginnt «Kill Them With Kindness» mit leisem Klavier und deutet eine musikalische Überraschung an, doch genau so unverhofft, wie es auftauchte, wird das Klavier durch pulsierende Gitarrenriffs und einen pochenden Bass wieder vertrieben. Nein, auch auf «Ultra Mono» liefern Idles weiter Punk-Granaten am Fliessband, die dem Publikum die Haare zu Berge stehen lassen.

[fis]

«Ultra Mono» von Idles ist ab 25. September in den Läden und auf Streamingplattformen verfügbar.



Geschichten von der Pandemie

Buch — Mit «Angesteckt» präsentiert Elisabeth Bronfen ein ganzes Arsenal an Pandemie-Geschichten, mit denen man das Jetzt besser verstehen kann. Von Camus zu Trump, von Freud zu Soderbergh: eine bunte Erkundungsreise durch Literatur, Politik, Psychoanalyse und Film. Der rote Faden: die Seuche. Und man erkennt vor allem eines: Epidemien haben den Menschen schon immer begleitet.

Elisabeth Bronfen ist Professorin für Anglistik an der Uni Zürich und Kulturwissenschaftlerin. Es überrascht daher nicht, dass «Angesteckt» grösstenteils eine kulturwissenschaftliche Untersuchung ist. Bronfen komprimiert Romane und Filme auf wenige Seiten, um dann ihre Bedeutungsgehalte zu analysieren. Die Erzählketten sind gekonnt geknüpft, die Bezüge zur Gegenwart scharfsinnig. Dennoch muss man sich durch ein Dickicht an Kurzfassungen schlagen – das ist alles andere als leichte Lese Kost.

Susan Sontag hat in ihrem einflussreichen Essay «Krankheit als Metapher» dargelegt, wie die metaphorische Aufladung von Krankheiten zu Stigmatisierung und Ausgrenzung von Befallenen geführt hat. Sie plädiert für einen vorsichtigen Umgang mit Sinnbildern. Wird die Kulturwissenschaftlerin dieser Forderung gerecht? Bronfen nimmt Stellung: «Ich habe mich mit Susan Sontag auseinandergesetzt. Ich verstehe ihren Punkt. Aber: Wir können nicht ohne metaphorische Sprache. Es geht darum, dass man sich bewusst ist, was man tut.»

Ein Exkurs zur militärischen Sprache, die momentan Aufschwung erlebt, verdeutlicht dies. «Nous sommes en guerre», verkündet Macron. Trump präsentiert sich als «wartime president». Das mobilisiert Gemeinschaftsgefühle und bereitet auf Ausnahmesituationen vor. Und macht gleichzeitig blind für Probleme, die anderswo lauern. Die Ambivalenz solcher Denkguren zeigt sich auch an Bronfens Ana-

lyse von «Dawn of the Dead»: Sie schreibt, dass sich an dem Film ablesen lasse, wie Menschen auf Katastrophen reagieren. Die Infizierten zeigten triebhaftes Benehmen, die Überlebenden eine Lust zur Destruktion. In den Medien mögen Nachrichten von Plünderungen und Gewalt dominieren, aber Soziolog*innen haben herausgearbeitet, dass solche Situationen die altruistische und kooperative Seite des Menschen in Erscheinung treten lassen.

Ist es denn wirklich adäquat, Covid-19 mit der Pest zu vergleichen? Oder Erkenntnis über das Heute in einer mystischen Erzählung über einen Vampir zu suchen? Die Werke in «Angesteckt» haben eines gemeinsam: Sie handeln von einer höchsttödlichen Gefahr. Die Infizierung muss also um jeden Preis vermieden werden. Der Kampf gegen Corona ist aber mehr eine Gratwanderung unter ständiger Inkaufnahme der Ansteckung.

Das Spezifische am Jetzt, nämlich dass die Wissensgrundlagen und Verhaltensregeln alles andere als klar sind; dass man mit der Tatsache umgehen muss, dass sich Zehntausende auf den Strassen Berlins versammeln, um gemeinsam die Existenz des Virus zu leugnen; dass niemand weiss, wie und wann es zu Ende gehen soll; dass man ständig neu verhandeln muss, welche Begrüssung angemessen, ob der Restaurantbesuch legitim ist: Diese Unsicherheiten sucht man in den Geschichten vergebens. Dabei ist doch das der Zustand, dessen Verständnis eine Denkfigur ermöglichen soll. Aber Wissen ist nicht alles: Geschichten können Trost spenden. Können das auch deren destillierte Zusammenfassungen in «Angesteckt»? Elisabeth Bronfen sagt: «Das wäre meine Hoffnung.»

[fin]

«Angesteckt» von Elisabeth Bronfen ist am 31. August im Echtzeit-Verlag erschienen.



Krieg und Glamour

Ausstellung — Im Toni-Areal wird das Lebenswerk der Fotografin Elizabeth «Lee» Miller gezeigt. Ein frühes Oben-ohne-Selbstporträt der 1907 geborenen Miller lässt erahnen, dass sie bereits in jungen Jahren kaum Tabus kannte. Nach einer Zeit als Model entdeckte sie ihre Rolle hinter der Kamera und lichtete selbst junge Frauen für die Vogue ab. Diese Fotos, die zu Beginn ihrer Karriere als Berufsfotografin entstanden, zeigen keine besondere Originalität, verdeutlichen aber ihren meisterhaften Umgang mit Licht und ihr Gespür für Ästhetik.

Die Ausstellung ist farblich und räumlich um die prägendsten Lebensphasen der berühmten Fotografin strukturiert, so lassen sich die stilistischen und ästhetischen Übergänge der Künstlerin verstehen. Als Muse des Künstlers Man Ray in den 1930er-Jahren bewegte sich Lee Miller im surrealistischen Milieu und fand einen Stil, dem sie während ihrer gesamten Karriere folgte. Highlights sind zum Beispiel ein solarisiertes Foto von Méret Oppenheim oder ein Diptychon, ein Plattenpaar, auf dem zwei bei Operationen abgeschnittene Brüste dargestellt sind, eines von vielen Motiven in ihrem Werk, das die Rolle der Frau aufgreift.

1942 wurde Miller offiziell als Kriegsberichterstatterin für die US-Armee akkreditiert. In einer eminent männlichen Welt gelang es ihr so, sich einen Namen zu machen. Ihre Kriegsfotografien dokumentieren das Grauen, den Tod und das Leid, die den Krieg umgaben, ungefiltert und hautnah. Nach der Befreiung reiste sie als eine der ersten in die KZs. Die Bilder sind folglich schockierend und an der Ausstellung zu Recht abgeschirmt. Gleichzeitig versuchte sie, in diesen schweren Zeiten einen Hauch von Glamour und Weiblichkeit am Leben zu halten, und machte weiterhin Modefotos. Die Kombination von Krieg und Schönheit bildet einen aufwühlenden Kontrast.

Die Ausstellung lohnt sich. Millers Faszination für Licht und Dunkel zeigt sich in ihren Werken in phänomenaler Ästhetik. Durch die Vielfalt an Medien, wie Video und Podcast, werden die Besucher*innen eingebunden, was die Fotografin nicht nur durch ihre Bilder fassbar macht.

[deb]

Die Ausstellung zu Elizabeth «Lee» Miller ist im Toni-Areal bis zum 3. Januar 2021 zu sehen.

Dieser Zirkus braucht kein Zelt

Der zeitgenössische Zirkus auf dem Koch-Areal bietet ein breites Angebot für Jung und Alt. Bald läuft die Zwischennutzung aus.

Jessica Lang

Das Gelände des Zirkusquartiers liegt in der Abendsonne von Altstetten. Einige sitzen bei einem späten Z'Nacht ums Feuer, andere widmen sich bereits plaudernd dem Abwasch. Nichts in dieser angenehmen Spätsommerstille deutet darauf hin, dass hier tagsüber Menschen tanzen, lachen, schauspielern und trainieren.

Zwischen Zirkus, Theater und Tanz

Das Zirkusquartier auf dem Koch-Areal ist ein öffentlich zugänglicher Ort, an dem zeitgenössischer Zirkus gelebt und gefördert wird. Doch statt sich der Welt mit grossem Zelt und Sägespänen zu präsentieren,

«Es mangelt an geeigneten Produktions- und Spielstätten.»

Caroline Mazenauer, Gesamtleiterin

schmiegen sich Zirkuswagen an die verwachsenen Scheunen und eine alte Industriehalle dient als Übungsraum. Eine etwas ungewöhnliche Umgebung für einen Zirkus, könnte man meinen. «Doch schliesslich machen wir auch keinen Zirkus, sondern zeitgenössischen Zirkus», erklären Sebastian Henn und Caroline Mazenauer, die als Gesamtleiter respektive kaufmännische Leiterin für das Zirkusquartier tätig sind. Was aber macht einen Zirkus zeitgenössisch? «Diese Frage ist eine der umstrittensten», erklärt Sebastian lachend. Einige betonten Elemente aus Tanz und Theater, andere die Nähe zum Zirkus. Oft genannt

werde lediglich ein Aspekt, der den zeitgenössischen Zirkus von klassischen unterscheidet soll: das Vorhandensein eines Narrativs.

Obwohl man über solche Spitzfindigkeiten ein wenig schmunzeln könnte, reflektieren sie dennoch eine fundamentale Grundproblematik: Zeitgenössischer Zirkus fällt zwischen Stuhl und Bank, wenn es um die Vergabe von Fördergeldern geht. So beklagt Sebastian, dass sie «am ehesten der Sparte Theater zugeordnet werden, dann jedoch als erstes aus der engeren Auswahl fallen, weil wir dieser im Kern doch zu wenig entsprechen». Das Quartier ist deshalb auch zu einem grossen Teil eigenfinanziert; das Kursangebot stellt derzeit die Haupteinnahmequelle dar.

Perspektiven schaffen

Doch fehlende finanzielle Mittel sind nur eine von vielen Hürden, mit denen sich Zirkusschaffende konfrontiert sehen. Caroline ergänzt, dass es «an sehr vielen Stellen mangelt, vor allem jedoch an geeigneten Produktions- und Spielstätten». Der auf Nachwuchsförderung fokussierte Zirkus Chnopf ist sich diese Missstände besonders bewusst. Er war es auch, der im Jahr 2016 den Stein ins Rollen brachte und das Zirkusquartier ins Leben rief.

Was zuerst eine vage Idee war, hat sich über die Jahre hinweg etabliert: «Zwischenzeitlich organisieren wir uns als zwei unabhängige Vereine, um programmatisch wie auch zweckmässig zielgerichteter wirken zu können», erklärt Sebastian, denn: «Im Gegensatz zum Zirkus Chnopf erarbeiten wir keine Produktion, mit der wir dann auf Tournee gehen. Wir verstehen uns vielmehr





Akrobatik unter freiem Himmel im Zirkus-Quartier auf dem Koch-Areal.

als Plattform, die solches Engagement ermöglicht, fördert und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich macht.»

Herzstück des Angebotes sind die zahlreichen Kurse und Workshops, die neugierige Kinder und Erwachsenen Zirkusluft schnuppern lassen. Caroline erklärt: «Die Kleinsten kommen bereits mit etwa zweieinhalb Jahren zu uns.» Viele werden im Quartier gross, und einige Jugendliche erhalten die Chance, beim Zirkus Chnopf vorstellig zu werden. «Der Zirkus Chnopf ist sowieso eine einzige Netzwerkmaschine», fügt Sebastian lachend an, «viele, die mal beim Zirkus Chnopf waren, kommen zu einem späteren Zeitpunkt für Auftritts- und Probemöglichkeiten zu uns zurück oder empfehlen uns weiter.» Die Szene ist gross: Zirkusschaffende und Compagnien reisen aus der ganzen Welt an. Auch wer sich eher neben der Bühne sieht, wird beim Quartier fündig. Diesen August fand das Festival Zirkus, die Werkschau der zeitgenössischen Zirkusszene, statt. Wie lange das Zirkusquartier dieses lebendige Kommen und Gehen noch fördern kann, ist jedoch unklar.

«Kommt, bevor's vorbei ist!»

Dass das Koch-Areal lediglich eine befristete Zwischennutzung ist, war allen Beteiligten von Anfang an klar. Denn: «Angesichts unseres marginalen Profites wären wir sonst gar nicht reingelassen worden», schmunzelt Sebastian. Der Bau des geplanten Koch-Quartiers soll vom Januar 2022, bis Januar 2024 dauern. «Glücklicherweise steht die Stadt dem Quartier grundsätzlich positiv gegenüber, es gibt sogar eine Interessengruppe im Gemeinderat», erklärt Caroline. Auch die Genossenschaft Kraftwerk1 ist vom Wirken des Zirkusquartiers angetan und macht sich für dessen Integration im Neubau stark. Die grosse Frage ist jedoch: Wohin in der Zwischenzeit? Obwohl die Projektleitung «Zirkusquartier 2024» derzeit verschiedene Optionen prüft, bleibt die Zukunft ungewiss. Sebastian betont deshalb zuletzt: «Unser Programm ist wunderbar. Drum kommt, bevor's zu spät ist, und lasst euch in unsere Welt entführen.» ♦

Das Programm des Zirkus ist zu finden unter zirkusquartier.ch/veranstaltungen.

E-Trottinette

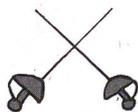


Pro — Ob Bird, Lime, Voi oder Circ: E-Trottinette sind komfortabel und futuristisch, wenn man auf ihnen durch die Strassen Zürichs gleitet. Wer spontan von A nach B muss, kann sich über eines der Apps bequem den nächsten Roller freischalten und günstig das Ziel erreichen. Auch für Tourist*innen und Austauschstudierende sind die leihbaren E-Roller als Fortbewegungsmittel genial. Sie mögen uns zwar hier in Zürich von Zeit zu Zeit nerven, doch sind wir dankbar, wenn wir in anderen europäischen Grossstädten selbst auf sie zurückgreifen können. Nachts sind die E-Scooter oft das beste Fortbewegungsmittel. Wenn ich bei Regen aus dem Haus gehe und das letzte Tram verstreichen lasse, ziehe ich den simplen Leihservice dem teuren Taxi vor und auch dem Uber, welches der Umwelt mehr schadet als der E-Roller und prekäre Arbeitsbedingungen schafft. Ein solch simpler Transportservice für Zürcher*innen und Touris, rund um die Uhr verfügbar, leicht zu bedienen und ohne viel Wartungsaufwand, ist genau das, was die Stadt braucht. [fis]

Kontra — E-Scooter stehen in jedem Quartier, schwirren lautlos durch die Strassen und finden sich mitunter auf dem Grund des Zürichsees. Sie sind praktisch. Man kann direkt vor die eigene Haustür fahren und muss nicht zur nächsten Bushaltestelle laufen. Preislich lohnt sich das jedoch nicht besonders. Für eine mittlere Strecke zahlt man schnell mal so viel wie für ein ÖV-Ticket. Und wie zum Geier soll ich mir die ganze Stadt verinnerlichen, alle Strassen zu meinem Ziel kennen? Da muss man stets das Handy für die Navigation zücken. Diese Dinger können zur Gefahr werden, wenn man von den ultraschnellen Flitzern – 35 km/h! – beinahe überfahren wird, weil sich die Scooter-Mieter*innen an keine Verkehrsregeln halten. Und dann wird das Gefährt auch sturzbetrunken noch bedient. Hinzu kommt, dass wohl in den wenigsten Fällen spontan ein Velohelm mitgeführt wird. Da fahre ich lieber mit meinem eigenen Fahrrad oder nehme den ÖV, und wenn ich nachts nicht mehr nach Hause komme, feiere ich eben durch. [sum]



En garde! Auf dieser Seite kreuzen wir die Klängen.



Dein Studi- Laden in der Europaallee

Mit Legi
**10%
Rabatt**
auf das gesamte
Sortiment



LERN
MEDIEN
SHOP

LMS

Pädagogische Hochschule Zürich
Lehrmittelverlag Zürich

Lernmedien-Shop
Lagerstrasse 14
CH-8004 Zürich

lernmedien-shop@phzh.ch
lernmedien-shop.ch
Tel. +41 (0)43 305 61 00

An 3 zentralen Standorten
in **Zürich und online**
für Sie da

 **arzthaus**

arzthaus.ch

Unsere Hauptfachgebiete



Hausärzte



Notfälle



Dermatologie



Gynäkologie



Ich analysiere die
aktuelle Wirtschafts-
entwicklung.
Ich arbeite für die Schweiz.

Philipp
Konjunkturanalyst,
Wirtschaftswissenschaften

stelle.admin.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft.
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesverwaltung

Arbeiten für die Schweiz